



HUGENOTTEN

75. Jahrgang Nr. 3/2012



Titelbild: Die 1717/1718 erbaute Französisch-reformierte Kirche in Offenbach (Foto: Krämer).

Inhalt

Offenbach und seine Hugenotten von Günter Krämer	S. 79
Klein Versailles an der Werra. Hildburghausen in Thüringen – Residenz und Französische Kolonie von Sylvia Ostertag-Henning und Michael Peters.....	S. 100
Das Celler Haus des aus Schwabach stammenden Lehrers Jean Jacques Marcel von Andreas Flick	S. 120
Vor 325 Jahren: Steuerfreiheit und Wahrung kultureller Merkmale für Flüchtlinge. Landgraf Friedrich II. gründet Friedrichsdorf von Erika Dittrich	S. 125
Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser	S. 128
Buchvorstellung.....	S. 130
Kurzmeldungen	S. 131

Anschriften der Verfasser

Dr. Erika Dittrich, c/o Verein für Geschichte und Heimatkunde Friedrichsdorf e. V., Wingertstraße 7, 61381 Friedrichsdorf

Dr. Andreas Flick, Hannoversche Straße 61, 29221 Celle

Günter Krämer, Friedrich-Schnellbacher-Straße 9, 63452 Hanau

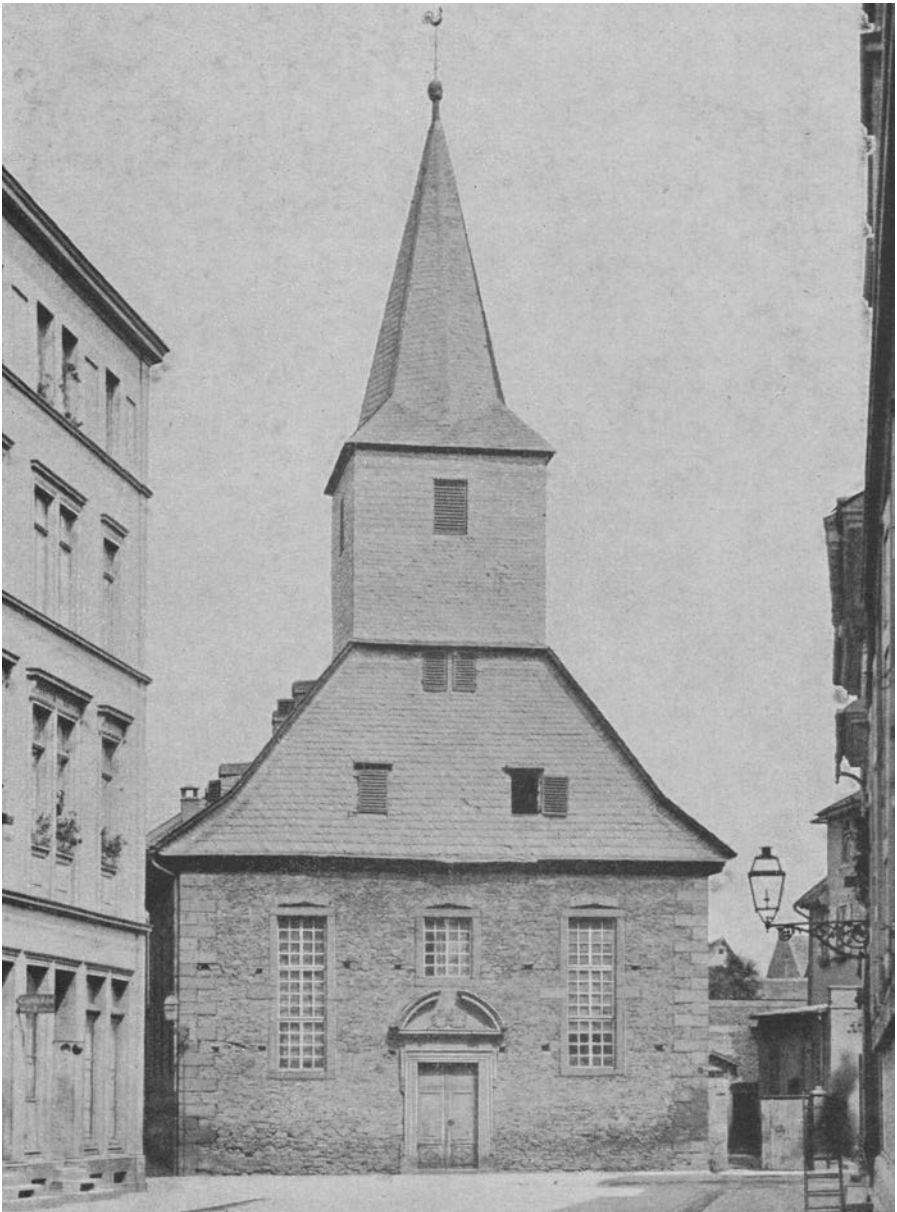
Sylvia Ostertag-Henning, Leo-Hauck-Straße 3, 91054 Erlangen

Dr. Michael Peters, Odenwaldallee 17, 91056 Erlangen

Impressum: Die Zeitschrift HUGENOTTEN (vormals DER DEUTSCHE HUGENOTT) wird herausgegeben von der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad Karlshafen. Homepage der DHG: www.hugenotten.de Fon: 05672-1433 / Fax: 05672-925072 / E-Mail: dhgev@t-online.de. HUGENOTTEN erscheint als Mitgliederzeitschrift vierteljährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag von derzeit Euro 48,- enthalten. Einzelheft Euro 6,-. Auflage: 1150. Schriftleitung: Dr. Andreas Flick, Hannoversche Str. 61, 29221 Celle, E-Mail: Refce@t-online.de / Fon 05141/25540 / Fax 05141/907109 (presserechtlich verantwortlich).

Offenbach und seine Hugenotten

von Günter Krämer



Die Französisch-reformierte Kirche zu Offenbach vor dem Umbau von 1874/1875.

Über die Einwohner Offenbachs schrieb Ernst Königsfeld im Jahr 1822: „Diese bestehen aus vielen Völkern und Nationen. Humanität, Gastfreundschaft, Fleiß, unermüdetes Streben höherer Vollkommenheit in Hervorbringung ihrer Erzeugnisse, Festigkeit im Charakter, Ehrlich-, Redlich- und Aufrichtigkeit im Handel, zuvorkommende Höflichkeit im Umgange, Religiosität im Wandel, Ringen nach höherer Vollkommenheit des Geistes zeichnet sie besonders aus! Ihre Zahl ist 6600.“¹ Eine Beschreibung, die überrascht. Kein Wort über die französischen Glaubensflüchtlinge – über die „Hugenotten“.

Was ist seit 1822 geschehen, dass Offenbach inzwischen zur „Hugenottenstadt“² wurde? – An der Zahl der Hugenotten, an der Größe der Französisch-Reformierten Gemeinde Offenbach kann es nicht liegen. Die Zahl der Einwohner der Stadt Offenbach ist von etwa 800 im Jahr 1699 auf heute 120.000 angestiegen. Eine analoge Zunahme der Zahl der „Französisch-Reformierten“ in Offenbach lässt sich nicht feststellen. Seit der Gründung dieser Gemeinde am 9. Juli 1699 hatte sie lange Zeit nicht mehr als 150 Gemeindeglieder. Mehr (zeitweise bis zu 600)³ wurden es erst ab 1870. Dass dies ausgerechnet in dieser Zeit so war, in der die Franzosen den meisten Deutschen als die „Erbfeinde“ galten, ist bezeichnend für die Verhältnisse in Offenbach. Längst wurden die Offenbacher Hugenotten, längst wurde diese Gemeinde und die Menschen in ihr nicht mehr als französisch, nicht mehr als fremd wahrgenommen.

1. Flucht und Aufnahme der französischen Glaubensflüchtlinge in Offenbach

1687 – dem Beginn der Regierungszeit Graf Johann Philipps von Ysenburg-Büdingen – war das anders. Offenbach im Jahre 1687 – das war ein Residenzstädtchen, dessen enge winkelige Gassen sich in einem Halbkreis um das Schloss legten. „Alle waren noch nicht ganz gepflastert und wo dies bestand, war es verlumpt.“⁴ Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges waren immer noch spürbar. Gerade einmal 63 Haushalte gab es. Die meisten Offenbacher lebten vom Ackerbau. Aufgrund der günstigen Lage am Fluss aber gab es auch Fischer, Wirte und Fährleute – und zunehmend eine Beamtschaft und Handwerker, die für die Bedürfnisse des Schlossherrn arbeiteten. Dazu waren zwei neue Unternehmen gekommen: 1680 die Manufaktur eines Frankfurter Strumpfwirkers, der mit seinen Bändern und Schnüren seinen zunftgemäß arbeitenden Frankfurter Kollegen Konkurrenz machte und 1685 die Druckerei Bonaventura de Launoy.

Was in Offenbach geschah, war zunächst zwar in keiner Weise vergleichbar mit der Entwicklung in dem zu Kurmainz gehörenden Amt Steinheim

(heute östlicher Kreis Offenbach). Dorthin waren schon bald nach dem Dreißigjährigen Krieg (getreu dem Augsburger Religionsfrieden) katholische Wallonen gekommen und hatten neue wirtschaftliche Impulse gesetzt – Menschen mit Namen wie Picard, Bonifer, Dutine, Massoth ...⁵ Ein wenig aber hatte sich auch in Offenbach schon getan, als Graf Johann Philipp im Jahre 1685 gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm Moritz die Regierungsgeschäfte im Haus Ysenburg-Büdingen übernahm.

Zunächst war jedoch zu regeln, welchem der Brüder welche Gebiete gehören sollten. Die Einigung wurde im Jahre 1687 erzielt. Graf „*Johann Philipp fielen dabei Offenbach mit seinem Schloss als Residenz zu, mit der umgebenden Dreieich und weiteren zugehörigen Anteilen wie den Dörfern Hechtsheim und Weisenau vor Mainz sowie dem Amt Selbold mit drei Ortschaften*“⁶ – ein kleiner ziemlich zerstückelter Herrschaftsbereich. Vielleicht aber hat das gerade dazu geführt, dass Graf Johann Philipp sich in besonderer Weise die Entwicklung seines Residenzstädtchens Offenbachs zur Aufgabe machte.

Die Voraussetzungen dafür waren nicht besonders günstig. Zu alten Kontributionen kamen ab 1688 neue Kriegslasten. Während der gesamten Regierungszeit Johann Philipps (bis 1718) gab es nur wenige Friedensjahre in Europa.

Umso höher ist seine Aufbauleistung in Offenbach zu bewerten. Trotz der Widerstände, etwa bei der Beschaffung von Kapital, hat Johann Philipp tragfähige Grundlagen geschaffen für eine positive Entwicklung Offenbachs. Er ließ neue Straßen bauen: 1691 als erste gerade Straße die Neue Gasse, die heutige Herrnstraße, und an ihr eine Lateinschule. Zielstrebig genehmigte er Fremden den Zuzug in die Stadt und förderte die Ansiedlung neuer Betriebe und Produktionsmethoden. Neben der Aufnahme der Hugenotten betrieb er eine gezielte Judenschutzpolitik: 1711 gab es etwa 160 Juden in Offenbach. Das entsprach einem jüdischen Anteil von 15% an der Bevölkerung Offenbachs – und, mit den etwa 120 Hugenotten, einem Anteil von 25 % Einwohner, die keine Offenbacher waren.⁷

Noch ein paar Worte zu Graf Johann Philipp. Er hat – als reformierter Christ – die ihm verliehenen Gaben zum Segen für andere genutzt. Durch einen bescheidenen Lebensstil ermöglichte er die Aufbauleistungen, die grundlegend waren für die Entwicklung von Offenbach. Er betrieb keine aufwendige Selbstdarstellung. Es gibt nur ein einziges Porträt von ihm; kein Denkmal – nicht einmal ein Gemälde, das – so wie bei dem Großen Kurfürsten – festhält, wie er im Schloss den Treueid seiner neuen hugenottischen Untertanen entgegennimmt.⁸ Das war am 24. Juli 1699. Ein besonderes Datum in einem für diese Stadt und für die Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach historischen Monat und Jahr.

Das Jahr 1698 war der Beginn einer zweiten Fluchtwelle von Anhängern der reformierten Konfession. 3000 französischen Flüchtlingen – überwiegend Waldensern – war der Befehl gegeben worden, binnen zweier Monate Savoyen zu verlassen. Sie flohen in die evangelischen Kantone der Schweiz, wurden herzlich aufgenommen – allerdings mit der Maßgabe, dass sie bald weiterzuziehen hätten. Die Kantone, die seit mehr als zehn Jahren den Flüchtlingen großzügig Unterstützung gewährt hatten, waren am Ende ihrer Möglichkeiten. Da zudem noch die Ernteerträge gering waren, überprüfte man auch die bereits ansässig gewordenen Hugenotten und wies die als „überzählig“ befundenen Flüchtlinge an, mit ihren Familien die Schweiz spätestens nach dem Winter Richtung Norden zu verlassen.

Als Abgesandter einer Gruppe dieser für unerwünscht erklärten Glaubensflüchtlinge reiste David de Calmelz im Sommer 1698 u.a. nach Offenbach. Wie in vielen anderen Regionen bestand hier der Wunsch, Menschen anzusiedeln, von denen man sich auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung etwas versprechen konnte. Aus drei Gründen entschied de Calmelz sich für das Angebot, das ihm Graf Johann Philipp unterbreitet hatte: 1. Der Landesherr war reformiert; 2. Er wollte sein verkehrsgünstig gelegenes Residenzstädtchen ausbauen und dazu seinen neuen Untertanen ansehnliche Vorrechte einräumen [man beachte: Vorrechte und Vergünstigungen für Fremde, die zuziehen möchten] und schließlich 3. Der Graf hatte – anders als die beiden anderen Landesherren – nicht zur Bedingung gemacht, dass die Niederlande und England für sie garantierten und Unterstützungsmittel bereitstellten.

Was zunächst wie ein Vorteil aussah, sollte sich bald als verhängnisvoll erweisen. Aus welchen Gründen auch immer war versäumt worden, den Verantwortlichen für die Ansiedlung der Flüchtlinge, den holländischen Gesandten Pieter Valkenier, über das Vorhaben zu unterrichten. Die Réfugiés um de Calmelz warteten deshalb vergeblich auf Kollektengelder, auf die sie seit ihrer Ankunft in Offenbach so sehnsüchtig gehofft hatten und auf die sie und die Offenbacher, bei denen sie einquartiert waren, so dringend angewiesen waren. Denn sie waren völlig mittellos gekommen; das Haus Ysenburg verfügte nicht über die nötigen Finanzen und den Untertanen Johann Philipps konnte neben der Einquartierung in ihren Häusern und Hofreiten nicht auch noch eine „Solidaritätsabgabe“ zugemutet werden.

Die Folge war: Die Verweildauer der neu Zugezogenen war um ein Vielfaches geringer als die fünf Jahre, die heute durchschnittlich für einen Bewohner Offenbachs angenommen werden. Fast alle begaben sich nach kurzer Zeit neu auf die Suche nach einem Ort, an dem es für sie und ihre Lieben möglich war, ihr Auskommen zu haben und ihren Glauben zu leben.

Dabei hatte am 9. Juli 1699 alles so gut begonnen. Endlich konnte in der Schlosskapelle der erste französische Gottesdienst gefeiert werden. Pfarrer Isaak de Bermond (68 Jahre alt) hatte schließlich dem Drängen der Offenbacher Réfugiés nachgegeben und sich auf den beschwerlichen Weg aus der Schweiz nach Offenbach gemacht – und dies, obwohl nicht sicher war, dass seine Rente dann weiter gezahlt würde. Und nach dem Gottesdienst hatte sich gemäß der *Discipline des Eglises réformées de France* die Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach konstituiert, indem die Familienhäupter das siebenköpfige Konsistorium wählten.

Das Konsistorium stand sogleich vor zwei Aufgaben von existentieller Bedeutung: Einerseits hatte es daran mitzuwirken, dass die Glieder ihrer Gemeinde, die Bauern waren, wieder aus Offenbach wegzogen. In einem Artikel der Vereinbarungen von 1698 war nämlich ausdrücklich festgelegt, dass keinem Fremden in Offenbach Ackerland überlassen werden könne. So verließen die ersten Familien Offenbach schon bald nach der Gründung der Gemeinde. Sie ließen sich in dem vom Grafen bereitgestellten Gebiet im Sprendlinger Wald Grundstücke zuweisen und legten (s.o.) bereits am 24. Juli gemeinsam mit dem Konsistorium den Treueeid gegenüber dem Grafen ab. Die gerade gegründete Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach wurde so zwar in Rekordzeit Mutter der heutigen Stadt Neu-Isenburg. Das führte aber dazu, dass ein Großteil ihrer Gemeindeglieder nicht mehr in Offenbach wohnte. Die zweite Aufgabe des Konsistoriums war noch brisanter: Die Gemeindeglieder brauchten dringend materielle Hilfe. In Absprache mit dem Grafen schickten sie Abgesandte des Konsistoriums auf Kollektenreisen, die aber nichts an ihrer Situation änderten. Nur geringen Erfolg hatten ebenfalls die Versuche, Pieter Valkenier umzustimmen. Immerhin verdanken wir diesen Bemühungen die erste Liste der Offenbacher Gemeindeglieder. Valkenier hatte um sie gebeten, um einen Überblick über die Zahl der Bedürftigen zu bekommen. In dieser Liste vom 27. Juli 1699 werden 117 Namen (einschließlich der Kinder) genannt, wobei die Familien, denen im Sprendlinger Wald Land zugewiesen worden war, schon nicht mehr erwähnt werden, obgleich die Neu-Isenburger Gemeinde erst 1702 ein eigenes Konsistorium erhielt.

Bis zum Jahr 1703 konnte eigentlich von der Existenz einer hugenottischen Gemeinde in Offenbach kaum die Rede sein. Fast alle, die nach Offenbach kamen, zogen weiter. Sie hatten zwar die erwünschten Berufe, verbrieft Privilegien, aber auf Grund ihrer Armut keine Chance, eine Existenz zu gründen. Nur zwei Namen der gerade erwähnten Liste vom Sommer 1699 finden sich auch in der Gemeindeliste aus dem Jahr 1703: der Name des Wollarbeiters Pierre Monjan und seiner Frau, von der es heißt, sie sei von langer Zeit her sehr gebrechlich gewesen, und der Name des alten Gemeindepfarrers Isaak de Bermond mit seiner Frau, deren Dienerin und seiner Muhme. Er blieb der Gemeinde bis zu seinem Tod im Jahre 1703

treu, obwohl er hier nicht die übliche Pension aus den Niederlanden erhielt. Er fühlte sich so sehr für die in absoluter Armut lebende und immer kleiner werdende Gemeinde verantwortlich, dass er sich sogar einem Befehl aus den Generalstaaten widersetzte, eine dotierte Pfarrstelle im Brandenburgischen zu übernehmen. Da auch Graf Johann Philipp schließlich daran zweifelte, dass seine 1698 gegebenen Zusagen ihr Ziel erreichen könnten, verdankt die 1699 gegründete französisch-reformierte Gemeinde zu Offenbach am Main ihren Fortbestand allein diesen wenigen alten Menschen, die irgendwo bei Offenbacher Familien ausharrten – bis 1703 im Gefolge der Spanischen Erbfolgekriege eine neue Gruppe nach Offenbach kam.

Die Mehrzahl der Hugenotten, die im Frühjahr und Sommer 1703 zuzog, waren Strumpfweber und Wollfabrikanten. Sie waren (so Pfarrer A. Lehn in seiner *„Geschichte der Gemeinde“* 1899) in der Lage, für sich zu sorgen, und *„konnten [...] sich eines, wenn auch nur kleinen Wohlstandes erfreuen. [...] Sie konnten sich Werkstätten errichten, Fabriken bauen, Geschäfte gründen und bildeten so durch ihre feste Etablierung einen Kern von Gemeindegliedern, der eine Auflösung der Gemeinde nun nicht mehr so leicht vermuten ließ. [...] Diese zuletzt Angekommenen sind deshalb auch mit den Wenigen, die von den früheren Jahren her noch übrig geblieben waren, als die eigentlichen Väter der heutigen französisch-reformierten Gemeinde anzusehen und als die eigentlichen Begründer der Offenbacher Industrie“*.⁹

Entscheidend für diese Entwicklung war die Zielstrebigkeit, mit der Graf Johann Philipp seine Vision von der Entwicklung Offenbachs weiter umsetzte, obwohl nicht alles wunschgemäß gelaufen war. 1702 wurden weitere gerade Straßen an den mittelalterlichen Kern angefügt, darunter, im ehemaligen Sumpfgebiet, der Große Biergrund. Der Bau der Schlosskirche wurde 1703 vollendet. Mehr als 1000 Sitzplätze hatte diese Kirche!

Es begann die Zeit, in der die gewünschte Zuwanderung immer besser gelang. ‚Offenbach wurde schmuck.‘ 1707 ließ Graf Johann Philipp weitere Straßen pflastern. Im selben Jahr wurden die ersten Bauten im Großen Biergrund errichtet – vermutlich von Hugenotten. Bis dahin müssen sie wohl bei deutschen Familien gewohnt haben. Sie lebten also genauso wenig wie die nach Offenbach zugezogenen Juden in einem Ghetto (wie etwa die Juden in Frankfurt). Zur Situation im Jahr 1706 schreibt Adolf Lehn: *„Die Strumpfwebereien hatten in kurzer Zeit sich in schönster Weise entwickelt und hatten eine ganze Anzahl neuer französischer Familien nach Offenbach gezogen, die vorerst bei den Deutschen Unterkunft gefunden hatten, aber auf die Dauer solche nicht finden konnten. Für sie mußten Häuser gebaut werden, wollte man nicht haben, daß sie wieder wegzögen und dadurch die Colonie sich abermals verkleinerte.“*¹⁰ Die Maßnahme wird



Titelblatt der „Rechte und Privilegien“ von 1705 (gedruckt 1710).

wohl auch deshalb notwendig geworden sein, weil Konflikte zwischen den „Offenbachern“ und den „Neuankömmlingen“ nicht ausbleiben konnten.

Denn die Menschen, die die Alteingesessenen meist unter beträchtlichen persönlichen Einschränkungen bei sich aufnehmen mussten, waren zwar auch reformierte Christen und doch waren sie Fremde. Sie hatten ein anderes Aussehen, sprachen eine andere Sprache, hatten andere Lebens- und Ernährungsgewohnheiten und waren traumatisiert von einer gefährlichen Flucht, von Jahren, in denen sie gleichsam nicht sesshaft

waren. Dazu kam, dass sie aufgrund der ihnen von Graf Johann Philipp zugestandenen Rechte und Privilegien in Offenbach eine eigene, die „Neugemeinde“, bildeten, und damit insgesamt unter Konditionen lebten, die ihnen im Vergleich mit den sonstigen Untertanen des Grafen beträchtliche Vorteile einräumten. (Wie schlecht die Lebensverhältnisse der Réfugiés offenbar dennoch waren, zeigt, dass unter den neun Beerdigten des Jahres 1706 sechs Kleinkinder im Alter bis zu 17 Monaten und zwei Frauen im Alter von 23 bzw. 26 Jahren waren.)

In den *Rechten und Privilegien von 1705* lässt Graf Johann Philipp erklären: „[...] Da Wir schon seit langer Zeit eine große Anzahl um des Evangeliums willen flüchtiger Franzosen gesehen haben, die eine Zufluchtstätte suchten, wo sie ihren Unterhalt fänden und in großer Freiheit die Religion, zu der sie sich bekennen, ausüben können, haben Wir beschlossen, erfüllt von Mitleid gegen sie, und überdies dem Beispiel anderer Fürsten und Staaten folgend, einen Teil derselben in Unseren Landen unter Unserem Schutz aufzunehmen.“¹¹ Nachdem im Folgenden von den Vereinbarungen des Jahres 1698 und der guten Entwicklung Isenburgs die Rede ist, heißt es dann: „Da indessen andere französische Réfugiés, Fabrikanten und Handwerker, in ziemlich großer Anzahl, denn sie bilden schon 30 Familien, um dieselbe Gunst der Ansiedlung gebeten haben, so haben Wir, – fest überzeugt, dass wegen der Anmut des Ortes und seiner für den Handeln

*so vorteilhaften Lage gewiss bald andere sich hier niederlassen werden, – ihnen gegenüber Unsere Gunst fortgesetzt [...] Wir gewährten und gewähren ihnen das Folgende unter der Bedingung, dass sie Uns den Eid der Treue leisten, und dass sie unsere Befehle gewissenhaft halten wollen und sich unseren Gesetzen unterwerfen.*¹² Die Artikel II bis VI nennen zunächst die kirchlichen Privilegien: Die Gemeinde behält die *Discipline*, die Kirchenordnung der Reformierten in Frankreich; sie kann Pfarrer und Lehrer frei wählen; sie hat ein unabhängiges Konsistorium. Die folgenden 16 Artikel formulieren die rechtliche und wirtschaftliche Sonderstellung der Französisch-Reformierten. Sie sind rechtlich den Deutschen nicht nur gleichgestellt, sondern haben darüber hinaus das Recht, nie versetzt, verschenkt oder verkauft zu werden. Sie können über ihr Vermögen verfügen; heiraten, wen es ihnen beliebt; ihnen wird Steuerfreiheit auf zehn Jahre gewährt; ihnen dürfen keine Einquartierungen oder Frondienste auferlegt werden; sie dürfen frei Handel treiben, außer den mit Lebensmitteln; sie dürfen ohne Zunftzwang Manufakturen einrichten, besonders Gold- und Silberarbeiten, Textil- und Lederindustrie; sie erhalten Bauplätze für Pfarrhaus und Kirche ohne steuerliche Auflagen; für Manufakturen bekommen sie Baugrund hinter der großen Brauerei.

Wenn man diese Rechte und Privilegien ohne den zeitgeschichtlichen Kontext betrachtet, müssen sie einem als ungewöhnlich weit reichend und großzügig erscheinen. Ein Vergleich mit Rechten und Privilegien, die in anderen Staaten des Alten Reiches den Hugenotten gewährt wurden, lässt jedoch nur geringe Unterschiede erkennen. „Man“ wollte eben diese Menschen hier haben und räumte ihnen besondere Startbedingungen und sogar die Eigenständigkeit als bürgerliche und kirchliche Gemeinde ein.

Graf Johann Philipp löste im Jahr 1717 auch Artikel XXI der Privilegien ein. Nachdem er schon vier Jahre zuvor der Gemeinde den Bauplatz geschenkt hatte, gab er ihr nun das nötige Bauholz und die Genehmigung, bei benachbarten reformierten Gemeinden um eine Kollekte zum Bau dieser Kirche zu bitten. Als am 1. Mai 1718 (wenige Monate vor Johann Philipps Tod) der erste Gottesdienst in dieser Kirche stattfand, stand sie am Rand der dynamisch sich entwickelnden Residenzstadt Offenbach am Main. Zwei Jahre später – im Jahr 1720 – hatte sie bereits 1500 Einwohner, doppelt so viele wie 20 Jahre zuvor. Etwa 120 dieser Einwohner dürften zur Französisch-Reformierten Gemeinde gehört haben.

Im Giebelfeld über dem Portal dieser Kirche befinden sich seit der Fertigstellung dieses Gebäudes im Jahr 1718 die Wappen des Grafen Johann Philipp von Ysenburg-Büdingen und seiner Frau, Gräfin Charlotte zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Das hat besondere Gründe. Es soll für alle sichtbar den Dank der Gemeinde gegenüber dem Grafen ausdrücken – und auch die Einwohner dieser Stadt daran erinnern, wer sie den „Nutzen der Tole-

ranz“ lehrte (und) wem sie in maßgeblicher Weise ihre Entwicklung verdankt. – Es fällt auf, dass die Toleranz des Grafen damals nicht auch die Lutheraner und Katholiken mit einschloss. Das aber ist vom zeitgeschichtlichen Kontext her zu verstehen.

2. Die „klassische Zeit.“ Offenbach und die Hugenotten im 18. Jahrhundert

Im Vorwort zu *„Offenbach am Main. Junge Deutsche Großstadt“* schrieb der damalige Oberbürgermeister Dr. Hans Klüber Anfang der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts: *„Zwei Momente haben Wesen und Charakter der Stadt bestimmt: die große Zahl der Hugenotten, die einst der Fürst von Isenburg, dem die Stadt gehörte, hier ansiedelte und die ihr französisches Blut mit dem der alteingeborenen Mainfranken mischten, und die nahe Nachbarschaft der Metropole des rhein-mainischen Raumes, der Stadt Frankfurt, neben der sich selbständig zu behaupten nur einer Bürgerschaft von starkem Selbstbewußtsein, tief eingewurzelt dem Heimatgefühl und in der Welt anerkannten Leistungen möglich war.“*¹³

Die Stadt Offenbach und ihre Hugenotten – das ist eine fast mythische Beziehungs-Geschichte. In ihr pulsiert das besondere Interesse, das das Haus Ysenburg-Büdingen auch weiterhin an den französischen Glaubensflüchtlingen hatte. Von grundlegender Bedeutung dabei war, dass die Trennung der Offenbacher Bevölkerung in Alt- und Neugemeinde beibehalten wurde. Gefördert von den 1705 erteilten „Rechten und Privilegien“ entstand durch die französischen Strumpfwirker, Seidenweber und -färber eine Textilindustrie, durch die Offenbach – günstig gelegen zwischen dem Main und alten Geleitsstraßen – bekannt wurde. *„1716 gab es unter 35 Familien der Französisch-Reformierten Gemeinde 20 Strumpfwerber, daneben Leinweber, Seidenweber, Hutmacher, Posamentierer, Perückenmacher, Schuster und Bäcker. Später zogen noch hinzu Fabrikanten in Taft und Serge, Goldwirker, Goldarbeiter, Graveure, Färber, Uhrmacher, Schwertfeger. Wenn diese Berufe auch später zum größten Teil wieder verschwanden, so wurde doch damals in Offenbach die Industrie heimisch, und es wurde eine Wirtschaftsform geübt, die frei war von den Fesseln der Zünfte. Man lernte den Großhandel kennen, die Möglichkeit Niederlassungen zu gründen und Vertreter über Land zu schicken. Dazu waren es ja vielfach Gegenstände der verfeinerten Lebensführung, die hergestellt wurden. Waren es auch noch keine Portefeuelles, die Offenbacher Lederindustrie ist anderer Wurzel, so wurde dieser doch der Boden bereitet. Man hatte gelernt, wie man etwas anfängt, wie man einem verfeinerten Geschmack etwas zu bieten hat.“*¹⁴

Im Jahr 1733 zog Johann Nikolaus Bernard zu – kein Hugenotte, sondern vermutlich Enkel des Schmiedes Johannes Bernhardt aus Alt-Morschen bei Kassel. (Die Offenbacher sprechen also ganz richtig von der „Bern[h]ardstraße). Seiner Bittschrift, sich in Offenbach niederlassen zu dürfen, entsprach Graf Wolfgang Ernst III. und überließ auch ihm als Zuwanderndem billiges Bauland, auf dem er seine Schnupftabaksfabrik mit Sommerwohnung errichten konnte.¹⁵ Aus Frankfurt war er zugewandert – wie so manche nach ihm. *„Reichsstädtischer Engstirnigkeit entflohen, wechselten sie nach Offenbach über und durften Fabriken bauen, was zuhause verboten war.“*¹⁶ Besonders als Johann Georg d’Orville (1768) Teilhaber wurde, entwickelte sich die Bernard’sche Fabrik zu einem Unternehmen von Weltruf – für die in ihr Beschäftigten gab es bereits eine Unterstützungskasse.¹⁷

Bevor wir uns aber mit der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Offenbachs weiter beschäftigen, müssen wir noch einmal zeitlich zurückgehen und kurz thematisieren, was ab 1720 in der Französisch-Reformierten Gemeinde geschah. Sie verfügte zwar jetzt über eine eigene Kirche und auch ein kleines Pfarrhaus, das direkt gegenüber der Kirche in der Herrnstraße stand. Zu ihrem Bau mussten allerdings Kredite aufgenommen werden, deren Rückzahlung die Gemeinde auf Jahre belastete. Sie war deshalb darauf angewiesen, dass die Besoldung des Pfarrers von Dritten übernommen wurde – was jedoch immer weniger geschah. Ab 1735 wurde zudem die „allgemeine Zeittage“ immer schwieriger. *„Die Fabriken gingen zurück, das Geschäftsleben stockte, die Frankfurter Messen wurden schlecht beschickt. Das hatte zur Folge, dass in die Gemeinde, die eben angefangen hatte, sich allmählich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen, mit einem Male wieder die bitterste Armut einzog.“*¹⁸ Der größte Teil der Gemeindeglieder überlebte nur durch die großzügige Unterstützung der Frankfurter Schwestergemeinde. Viele Familien zogen wieder weg, in der Hoffnung, anderswo unter günstigeren Bedingungen eine Existenz aufbauen zu können. Als dazu noch *„um der Mißhelligkeiten willen“* (so Adolf Lehn) *„die zwischen ihr (der Gemeinde) und dem Pfarrer herrschten“*,¹⁹ sich fast die gesamte Gemeinde der Deutsch-Reformierten Gemeinde zuwandte, wäre es zur Auflösung der Gemeinde gekommen, wenn der Fürst Wolfgang Ernst I. dies nicht mit aller Bestimmtheit untersagt hätte. (So wies er 1744 ein diesbezügliches Gesuch des Gilles André durch fürstliches Dekret zurück.)

Ein weiteres Mal griff der Fürst 1755 in die Geschicke der Gemeinde ein. Er hob die Wahl eines deutschen Pfarrers auf und wies auch den Einspruch der gemeindlichen Gremien zurück. Adolf Lehn schreibt: *„Man erblickte offenbar in dem Fortbestand der Gemeinde, insoweit sie ihren französischen Typus beibehielt, zugleich eine Garantie für die gedeihliche Weiterentwicklung Offenbachs überhaupt, in der bestimmten Annahme, daß*

*dadurch doch eben immer wieder aufs neue Franzosen angezogen würden sich in Offenbach niederzulassen, deren Niederlassung für die Stadt in industrieller und kommerzieller Beziehung nach wie vor nur von Vorteil gewesen sein konnte, eine Annahme, deren Richtigkeit schon die aller-nächste Folgezeit beweisen sollte. Aufs lebhafteste wird deshalb auch in der auf die Pfarrwahl der Gemeinde erlassenen fürstlichen Verfügung bedauert, daß ein Teil der französischen Gemeinde schon aus geborenen Deutschen bestehe, und auch bei den übrigen Gemeindegliedern die französische Sprache schon sehr im Zurückgehen begriffen sei.*²⁰ Ein wichtiger Faktor der sozialen und sprachlichen Angleichung waren dabei die Heiraten unter den beiden Bevölkerungsgruppen.

Festzuhalten ist: Zwischen 1750 und 1790 nahm die Zahl der Gemeindeglieder wieder zu. In den 70er Jahren baten auch Familien aus den deutschen Gemeinden um Aufnahme in die Gemeinde. *„Nur solche wurden jedoch aufgenommen, für deren Beitritt gewichtige Gründe sprachen ... (und die) zum wenigstens die französische Sprache verstanden.“*²¹ Möglicherweise haben der gute Geist und die innere Ordnung, die innerhalb der Gemeinde herrschten, manche dazu bewegt, sich ihr anzuschließen und die Kinder in die französische Schule zu schicken.²²



Das französisch-reformierte Pfarrhaus.

Große Bedeutung hat (bis heute) das Testament Romagnac, das der Gemeinde im Jahr 1775 zufiel. Teil dieses Testaments war das heutige Gemeinde- und Pfarrhaus, und dass zugleich testamentarisch verfügt wurde, dass dieses Haus im Fall der Auflösung der Gemeinde an die Frankfurter Schwestergemeinde fällt. „[...] die Gemeinde wurde von nun an je länger, je mehr auch eine wohlhabende Gemeinde, aus der heraus gar der Stadt Offenbach ihre reichsten und angesehensten Bürger erstanden.“²³ Adolf Lehn nennt in diesem Zusammenhang die Familie André, die Familie Bernard (die zu keiner Zeit zur Französisch-Reformierten Gemeinde gehörte) und die 1750 aus Frankfurt zugewanderte Familie d’Orville. (Die Bernards und d’Orvilles behielten ihr Frankfurter Bürgerrecht.²⁴)



Das Musikhaus André in der Offenbacher Innenstadt.

Mit diesen Familien und vielen anderen Firmengründern beginnt die erste Blüte der Offenbacher Industrie. Angezogen von den günstigen Grundstückpreisen und den Privilegien für Neuzugezogene, gründen der Hanauer P. F. Leyh und der Franzose Bassompierre im Jahr 1739 eine Fayencenmanufaktur; Anton Sebastian Wörndel 1748 eine Wachstuchfabrik, die bald zu einer der größten in Deutschland wird. 1753 beginnt Wilhelm Fleischmann die Herstellung von Wachslöchern, Ölseife und der Offenbacher Pfeffernüsse. 1767 errichtet Johann Anton André im Biergrund eine

Seidenfärberei, 1774 gründet Johann André in der Domstraße einen Musikalienverlag mit Notendruckerei, Joseph Anton Münch aus Stuttgart 1776 die erste Etui- und Souvenirfabrik, die Frankfurter Sattlermeister Dick und Kirschten 1782 eine Kutschenfabrik usw. (Außer den Firmeninhabern aus dem Hause André gehörte allerdings keiner von ihnen zur Französisch-Reformierten Gemeinde.)

„[...] und alle kamen nach Offenbach.“²⁵ Es ist die klassische Epoche dieser Stadt. Viele Besucher preisen die schöne Lage, ihre Villen und Gärten und ihre Umgebung. Alexander von Humboldt soll sogar an Neapel erinnert worden sein.²⁶ Und: die Stadt entwickelt Anziehungskraft als Ort der Künste. Persönliche Beziehungen zu Frankfurt spielen dabei eine entscheidende Rolle.²⁷ Neben dem Fürstenhaus werden in dieser „klassischen Zeit“ Offenbachs im ausgehenden 18. Jahrhundert einige bürgerliche Familien (z.B. die Familien Bernard, d’Orville und André) zu gesellschaftlichen und kulturellen Mittelpunkten.

Johann André komponiert viele Arien und Lieder, Opern und Singspiele – u.a. *Erwin und Elmire* nach einem Text von Johann Wolfgang Goethe. Auch mit Wolfgang Amadeus Mozart stand er in persönlicher Verbindung. Im Jahr 1800 erwarb Johann Andrés Sohn Anton von Mozarts Witwe dessen künstlerischen Nachlass, der ein halbes Jahrhundert später aber bereits in alle Welt zerstreut war. Im Herrenhaus (dem heutigen Büsingpalais), das die miteinander verschwägerten Peter Bernhard und Johann Georg d’Orville um 1770 in der Herrnstraße errichten ließen, unterhielt Peter Bernard über Jahre hinweg ein eigenes Orchester. Zu den Konzerten hatte jeder freien Eintritt. Auch „hochgestellte Persönlichkeiten kamen von weit her, um die berühmte Bernardsche Kapelle zu hören.“²⁸ Ab 1791 spielte sie im *Fürstlich Isenburgischen Schauspielhaus*, in dem auch durchreisende Schauspielgruppen ihre Vorstellungen gaben. „Besonderer Beliebtheit erfreuten sich die Bälle und Maskenbälle, die von Frankfurter Bürgern sehr gern aufgesucht wurden, wie überhaupt die gesellschaftlichen Bindungen und Verbindungen zwischen Offenbach und der freien Reichsstadt damals ausgesprochen eng waren.“²⁹

1797 bestehen in Offenbach über 50 Manufakturen und Gewerbebetriebe, die vielen Menschen Arbeit geben. Offenbach hat 5000 Einwohner – 100 jüdische Familien leben in Offenbach.³⁰ (Von französischen Familien ist nicht die Rede.)

3. Im aufstrebenden Wirtschaftsstandort steht die Französisch-Reformierte Kirche unvermutet im Zentrum

Dr. Alfred Kurt schreibt: „Bei aller Heiterkeit und Beschwingtheit waren die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts zugleich eine sehr ernste und kriegeri-

sche Zeit. Mehrfach war das Rhein-Main-Gebiet zwischen 1792 und 1800 Kriegsschauplatz.³¹ In dieser wirtschaftlichen Krise mussten nicht wenige Betriebe schließen. In der Gemeinde nahm die Zahl der wohlhabenden Familien immer mehr ab. Die *Rechte und Privilegien* der Gemeinde wurden im Jahr 1803 jedoch von Fürst Carl von Isenburg und Büdingen ausdrücklich bestätigt. Nachdem das ganze Fürstentum an den Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig I., gefallen war, wurden im Jahr 1818 aber dann nur die Artikel 2 bis 6 der Privilegien, die die kirchlichen Verhältnisse betreffen, durch die großherzogliche Regierung weiter gewährt.³²

1824 wurde auch die politische Trennung in Alt- und Neugemeinde aufgehoben – nach über 120 Jahren! Erster Offenbacher Bürgermeister wurde ein Hugenottennachfahre: Peter Georg d'Orville.

Die Französisch-Reformierte Gemeinde durchlebte zur gleichen Zeit erneut eine existentiell bedrohliche Phase. Von 1819 bis 1826 war die Pfarrstelle vakant. Hofprediger Roediger hatte sofort die Auflösung der Gemeinde vorgeschlagen. Sie sei zu klein geworden und man sei in ihr der französischen Sprache nicht mehr mächtig. Die Kirche könne den Katholiken überlassen werden, da diese noch keine Kirche in Offenbach hätten. (Ein Brief unterschrieben mit: „*In tiefster Ehrfurcht ersterbend Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster gez. Roediger; Offenbach 11. Juni 1819*“.³³) Danach erhob auch die Frankfurter Französisch-Reformierte Gemeinde Anspruch auf Übereignung des Pfarrhauses mit dem Argument: Die Gemeinde sei in Auflösung begriffen. Das hiesige Presbyterium wies dies 1821 zurück. 1825 wird die großherzogliche Regierung in Darmstadt aktiv. Sie beauftragt die Gemeinde per Expressordre, „sich in kürzester Zeit einen Pfarrer zu wählen und zwar, da die Mehrzahl der Gemeindeglieder bereits aus geborenen Deutschen bestünde, aus einem solchen, der des Deutschen wie des Französischen in gleicher Weise mächtig sei“.³⁴ Im Juni 1826 hält der neue Pfarrer die erste deutsche Predigt in der französisch-reformierten Kirche. (Zum Dienstauftrag gehört nun die Verpflichtung, 18 Schulstunden pro Woche zu halten.) Bis zum Jahr 1850 geht die Zahl der Gemeindeglieder auf etwa 150 zurück. In der Einwohnerstatistik der Regesten für das Jahr 1840 heißt es: Offenbach zählt 9703 Einwohner, darunter 4034 Lutheraner, 2862 Reformierte, 1015 Juden.³⁵ In dieser Statistik wird nicht zwischen Deutsch- und Französisch-Reformierten unterschieden!

Trotz des negativen Trends verweigerte sich das Presbyterium den kirchlichen Unionsbestrebungen, die das Ziel hatten, die reformierten Gemeinden und die lutherische Gemeinde zu einer evangelischen Kirche in Offenbach zu verbinden. Schließlich kam mehr „vom Gesichtspunkt der Kostenersparnis“³⁶ (heute würde man da wohl von Ressourcenkonzentration sprechen) her die „Vereinigte evangelisch-protestantische Kirchengemeinde

Offenbach“ 1848 zustande (eine solch emotionslose Entscheidung ausgerechnet in diesem Jahr, in dem überall so große gesellschaftliche Veränderungen möglich schienen). Nach Auffassung von Adolf Lehn gibt es keinen Zweifel daran, dass ohne die Bestimmungen des Testaments Romagnac „die Gemeinde des öfteren schon der Auflösung verfallen wäre“. ³⁷

Auch 1848 war die Frage aufgeworfen worden, mit welchem Recht, die Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach noch weiterbestehe.

Auffällig ist, dass dies immer wieder von Seiten der Kirche her bzw. durch die anderen Evangelischen in Offenbach geschah – und dass die politisch und gesellschaftlich Verantwortlichen der Gemeinde stets beistanden.

Grund dafür werden nicht nur die alten Rechte und Privilegien aus dem Jahr 1705 gewesen sein. Entscheidend war vielmehr weiterhin das öffentliche Ansehen der Gemeinde vor allem durch einzelne angesehene Familien, die zu ihr gehörten. Außer den Namen André und d’Orville ist hier z.B die Familie Pfaltz zu nennen, die aus Diez an der Lahn zuwanderte. 1798 gründete Antoine Louis Pfaltz eine Färberei im Biergrund.

Die blühende Textilindustrie kam (allerdings) im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch die Kontinentalsperre zum Erliegen. Neu entstanden nun Seifen- und Lichterhersteller sowie Farben- und Bleiweißfabrikanten „als Vorboten der chemischen Industrie“. Wieder profitierte Offenbach von der restriktiven Politik im benachbarten Frankfurt. Dessen Senat verhinderte bis etwa 1870 „die Ansiedlung von Industrieanlagen auf seinem Territorium“. ³⁸ Rasant entwickelte sich in den folgenden Jahren und Jahrzehnten in Offenbach die Lederwarenfertigung. Ihr Ursprung hatte sich zunächst still und unbemerkt im Buchbindergewerbe, später dann in kleinen Handwerksbetrieben vollzogen. 1812 erhielt Philipp Klein (er kam aus Hanau und hieß möglicherweise zuvor Petit) von Fürst Karl die Erlaubnis, eine Portefeuillesfabrik zu betreiben. 30 Jahre später werden bereits 23 Lederwarenbetriebe mit fast 700 Beschäftigten in Offenbach gezählt. 1871 sind es schon 58 Lederwarenfirmen, in denen 5000 bis 6000 Arbeiter in meist kleineren Betrieben sowie bei Zwischenmeistern oder als Heimarbeiter ihr Brot verdienen. ³⁹ Insgesamt zählte man in Offenbach bereits 236 Fabriken (unter ihnen z.B. Stahlwaren- und Maschinenfabriken). Sie boten auch der Bevölkerung des Umlandes dringend benötigte Arbeitsplätze. Viele Arbeiter zogen in den folgenden Jahren mit ihren Familien nach Offenbach, so dass sich die Zahl der Einwohner auf 40.000 im Jahr 1895 erhöhte. Sie betrug damit achtmal so viel wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Die Zahl der Gemeindeglieder der Französisch-reformierten Gemeinde hatte nicht in dem gleichen Maße zugenommen. Sie war mit 370 jedoch so hoch wie nie zuvor – und das, obwohl die Gemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst 20 Jahre zu überstehen hatte, in denen es

in der Kirche nass war und roch und kein Geld da war, dies und auch das Äußere der Kirche so zu verändern, dass es ihrer zentralen Lage in der Stadt angemessen war. Die Innenrenovierung und die Änderung der Außenfassade geschah schließlich 1874 unter der Leitung von Stadtrat Raupp – eine Personalentscheidung, die u.U. ein Hinweis darauf ist, dass es in Offenbach nun ein wenig zum guten Ton gehörte, etwas für die Französisch-Reformierte Gemeinde zu tun bzw. ihr beizutreten. So war es auch kein Zufall, dass Adolf Lehn von 1925 bis 1929 zum Dekan der evangelischen Gemeinden in Offenbach wurde. Allgemeiner Popularität erfreuten sich die von seiner Frau Emma Lehn verfassten Gedichte und Schauspiele, die im Stadttheater aufgeführt wurden und ein besonderer Event für die Stadt Offenbach waren (so z.B. „Die Hugenotten“ zum 200. Jubiläum der Gemeindegründung).

4. Jubiläen haben ihr Gutes. Manchmal gilt dies auch für Krisenzeiten.

Zum 1000-jährigen Bestehen der Stadt Offenbach im Jahr 1977 erschienen nicht nur Publikationen zur Geschichte der Stadt. Es wurde auch ein mit Fotografien versehenes Verzeichnis erhaltenswürdiger Gebäude in der Stadt Offenbach veröffentlicht. Jahrzehnte nach Kriegsende und neuem Aufbau der Stadt begann man nach den geschichtlichen Wurzeln zu fragen und nach deren Zeugen im Bild der Stadt.

Vergleichbares lässt sich auch im Zusammenhang der Geschichte der Hugenotten feststellen. An das 100-jährige Bestehen der Gemeinde wurde in aller Stille gedacht. Um die Wende zum 19. Jahrhundert gab *„der Trommelschlag der Regimenter [...] den Takt für jede Art von politischem wie geistigem Leben“*⁴⁰ vor. So wurde das Gemeindejubiläum erst im Jahr 1801 im Zusammenhang mit der angeordneten allgemeinen Danksagungsfeier für den zwischen *„dem deutschen Reiche und der franz. Republik geschlossenen Frieden von Luneville“*⁴¹ begangen.

Anders war es 100 Jahre später. Seit den Gedenkfeiern des *Bicentenaire* der Aufhebung des Edikts von Nantes (1885) war *„ein Wiedererwachen des hugenottischen Geistes unter den Nachkommen der Réfugiés und ein neues Interesse an ihrer Geschichte in der deutschen Öffentlichkeit zu beobachten“*.⁴² Der 1890 gegründete *Deutsche Hugenotten-Verein* bemüht sich seitdem um die hugenottische Historie, um hugenottischen Geist und um den Zusammenhalt der französisch-reformierten Gemeinden und der Hugenottennachkommen. Der Pfarrer dieser Gemeinde, Adolf Lehn, verfasste 1899 als Festschrift zur Gedenkfeier des 200-jährigen Bestehens der Gemeinde die gründlich recherchierte *Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde zu Offenbach am Main*, aus der schon wiederholt zitiert wurde.



Französisch-reformierte Kirche in Offenbach

Auch das Jubiläum im Jahr 1999 wurde mit einem Festgottesdienst, mit Vorträgen und Veröffentlichungen begangen. Eine der Nachwirkungen des 300. Jubiläums einer ganze Reihe von Hugenotten- und Waldensergemeinden ist wohl der Hugenotten- und Waldenser-Pfad. Er wurde im vergangenen Jahr eröffnet und führt in unserer Stadt zu acht Stelen. Vier davon stehen vor Gebäuden im Offenbacher Kulturkarree. Mit Texten und Bildern ist auf den Stelen etwas über die Geschichte der Hugenotten in Offenbach zu erfahren. Erfreulich ist, dass auf der Stele vor der Kirche nicht nur vom hugenottischen Erbe die Rede ist, sondern auch von der Gemeinde, die immer noch in der Mitte dieser Stadt zu ihren Gottesdiensten und Veranstaltungen einlädt – immer noch.

Dass sie – als eine der vier verbliebenen Französisch-Reformierten Gemeinden in Deutschland – noch besteht, ist das Ergebnis einer weiteren tiefen Krise in der Geschichte der Gemeinde. Sie traf die Gemeinde ziemlich unvorbereitet. 1932 besuchten mehr als 50 Kinder den Kindergottesdienst. Die Gemeinde hatte fast 600 Gemeindeglieder (In der Liste der Gemeindeglieder des Jahres 1924 sind neun französische Familiennamen – von insgesamt 240.⁴³ Aber wer weiß, ob sich nicht hinter so manchem deutschen Namen eine hugenottische Ahnfrau verbirgt.)

Als Pfarrer Lehn nach 40 Jahren Pfarrdienst in der Gemeinde um seine Pensionierung bat, beantragte das Pfarrkolleg der evangelischen Gemeinden Offenbachs umgehend die Auflösung der Gemeinde – da die Gemeinde „weder französisch, noch [...] reformiert“ sei.⁴⁴ Die Landeskirche wies

diesen Antrag jedoch zurück. Eine Auflösung der Gemeinde sei nicht zulässig, „solange diese sie nicht selbst beschließe“.⁴⁵ Dr. Wilhelm Boudriot wird zum Pfarrer der Gemeinde (und zum Krankenhausseelsorger) gewählt mit der Maßgabe, dass der reformierte Bekenntnisstand der Gemeinde Voraussetzung für ihre Existenzberechtigung ist.⁴⁶ D.h.: Gottes Wort – in der Bibel offenbart – ist Quelle und Richtschnur des gemeindlichen und persönlichen Lebens. Presbyterium und Diakonie sind deshalb die Ämter in der Gemeinde. Glauben und Tun gehören zusammen. Jedes Gemeindeglied sollte in Fragen des Glaubens kompetent sein und sich für die Gemeinde und ihre Belange in der Stadt verantwortlich fühlen. – Eine Glaubenshaltung, die zur Folge hatte, dass die meisten Gemeindeglieder sich im November 1934 persönlich der Bekennenden Kirche anschlossen. 1946 befähigte sie die Presbyter, die Gemeinde wieder zusammenzurufen – im Vertrauen auf Gottes Treue und Barmherzigkeit – so wie dies in dem Bibelwort zum Ausdruck kommt, das die Mütter und Väter der Gemeinde ihr mit auf den Weg gegeben haben: „*Domine serva nos perimus*“ (Matthäus 8,25 – Der Hilfeschrei der Jünger: „*Herr, rette uns, wir gehen unter*“).

Im Blick auf die Jahre, die die Gemeinde seither durchlebte, müsste nun vieles noch gesagt werden. Ich möchte noch nur zwei ganz prosaische Vorgänge erwähnen: Als 1952 die Renovierung der Kirche anstand, beantwortete der amtierende Französische Hohe Kommissar in Mainz eine Bittschrift des Presbyteriums mit einer „*namhaften Spende*“.⁴⁷ Im Jahr 1983 bestätigte die Kirchenverwaltung die alten kirchlichen Privilegien der Gemeinde – das Recht, getreu der *Discipline des Eglises réformées de France* einen eigenen Pfarrer zu haben.⁴⁸ Auf der Stele vor der Kirche wird die Zahl der Gemeindeglieder für das Jahr 2010 mit 230 angegeben. Unter den Familiennamen seien vier bis fünf französische ... Was Wunder, da die Integration der Hugenotten schon längst Geschichte ist.

5. Schlussbemerkungen

Über die Hugenotten in Offenbach zu sprechen – das ist keine einfache Aufgabe. Denn dabei gilt es eine Spannung auszuhalten zwischen den geschichtlichen Fakten und Zahlen und dem gelegentlich mythisch überhöhten Bild, das man sich von dieser Stadt und vielleicht mehr noch von den französischen Glaubensflüchtlingen und ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Beitrag zur Entwicklung Offenbachs gemacht hat und macht. Es hilft da auch nicht immer, wenn man dazu alte Bücher aufschlägt, z.B. Emil Pirazzis *Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit* aus dem Jahr 1879. Seine Heimatstadt beschrieb er da als „*klein, idyllisch, leichtlebig*“ und pries ihren „*ungezwungenen, theilweise mit französischem Blute durchsetzten Gesellschaftston*“.⁴⁹ Da reibt man sich die Augen und fragt sich, wovon er da schreibt. Aber stellen Sie sich vor, wie es ihm ergehen,

wie fremd er sich fühlen würde, wenn er heute in diese Stadt käme. Von seinem Offenbach, den Gebäuden, den Straßen und Plätzen, die ihm vertraut gewesen sind, sind nur noch wenige da – u.a. diese Kirche, seit 40 Jahren nicht mehr eingebaut zwischen andere Häuser am Ende der Domstraße, sondern (zwar überragt vom City-Tower) freistehend, als sei sie der Mailänder Dom. Auf jeden Fall einer der Werbeträger dieser Stadt – eines der wenigen Gebäude in Offenbach, die auf Grund einer Bürgerinitiative in den 70er Jahren jeden Abend angestrahlt werden.

Die Kirche der Hugenotten – ein Wahrzeichen könnte sie so sein – ein Wahrzeichen, und zwar in mehrfacher Weise:

1. Ein Zeichen, das immer wieder erinnert an den „Nutzen von Toleranz und Nächstenliebe“. Ein Zeichen, das die Erinnerung wachruft: Toleranz und die Bereitschaft, Fremden eine Heimat zu bieten und ihnen den Start hier zu erleichtern, zahlen sich aus, wenn Toleranz gelebt wird, Fremde in ihrem Anderssein respektiert werden und ihnen zur Eingewöhnung Zeit gelassen wird. Mehr als 120 Jahre bestanden die Altgemeinde und die Neugemeinde in Offenbach nebeneinander!

2. könnte die Kirche ein Zeichen sein, das den Mut gibt, zu sagen: Der Stolz auf diese Vergangenheit verpflichtet uns, die wir in Offenbach leben, einander und vor allem den Fremden, die zu uns kommen, gastfreundlich und unvoreingenommen zu begegnen und ihnen zu helfen, bei uns eine Heimat zu finden und sich hier einzubringen mit je ihren Fähigkeiten, ihrer Lebensart. Dass es nicht notwendiger Weise ein Nachteil sein muss, dass das Bild der Stadt, dass die Stadt selbst sich dadurch verändert, das war im Lauf der Geschichte von Offenbach gelegentlich zu beobachten.

Die Kirche könnte schließlich 3. ein Zeichen sein, das die Erwartung zum Ausdruck bringt: dass die Fremden – ob sie jetzt von Frankfurt oder aus dem Landkreis oder von irgendwoher in der Welt zu uns kommen – dass die Fremden, wenn wir sie so empfangen, bereit sind, mit uns – in gut biblischem Sinne – dieser Stadt Bestes zu suchen. Und wenn Menschen dann auch einmal diese Kirche betreten, in der allein das Wort zählt, alles auf das Hören und Reden ankommt, dann hoffe ich, dass sie etwas von dem Geist spüren, der die Mütter und Väter dieser Gemeinde erfüllte und der Menschen sich auch heute noch hier zum Gottesdienst versammeln lässt. Es ist der Geist der Freiheit, der Glauben schenkt und zur Nächstenliebe befreit; der Geist, der kritisch (ja geradezu allergisch) ist gegen Hierarchie, weil er jede, jeden verantwortlich macht für die Gemeinschaften, in denen er lebt – verantwortlich vor allem für die, die auf unsere Fürbitte und Fürsprache, unsere Hilfe und Gastfreundschaft angewiesen sind. Offenbach und die Hugenotten – das ist die Geschichte einer (zumeist uneingestanden) tiefen Beziehung, die immer noch Verheißung in sich birgt und Perspektive eröffnet für alle, die hier wohnen und für alle, die hier zuziehen.

Diese Stadt, diese Gemeinde, die evangelische Landeskirche und auch die anderen Gemeinden haben die Aufgabe, dazu beizutragen, dass dies wahr wird und gelingt.

PS. Vortrag im Rahmen des Architektursommers 2011 am 25. August in der Französisch-Reformierte Kirche



Die Französisch-Reformierte Kirche, aufgenommen vom City Tower.

-
- ¹ Ernst KÖNIGSFELD: Geschichte und Topographie der Fabrik- und Handelsstadt Offenbach, Offenbach 1822, S. 175.
 - ² So der Untertitel des Flyers „Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser“, den die Stadt Offenbach im Oktober 2010 herausgab.
 - ³ LEHN 1899: Festschrift zur 225. Jahresfeier des Bestehens der französisch-reformierten Gemeinde zu Offenbach am Main, Offenbach am Main 1924.
 - ⁴ KÖNIGSFELD 1822, S. 96.
 - ⁵ Alfred KURT: Stadt und Kreis Offenbach in der Geschichte, Offenbach 1998, S. 84.
 - ⁶ Klaus Peter DECKER: Graf Johann Philipp zu Ysenburg in Offenbach – ein Lebensbild (Sondermappe 209 Isenburg (1989:)) im Offenbacher Stadtarchiv.
 - ⁷ Günter KRÄMER: Die Aufnahme der Hugenotten in Offenbach am Main (1699-1706), in: 450 Jahre Reformation in Offenbach am Main, Offenbach 1993, S. 50ff.

-
- ⁸ DECKER a.a.O.
- ⁹ Adolf LEHN: Geschichte der Französisch-Reformierten Gemeinde zu Offenbach am Main, Offenbach 1899, S. 34.
- ¹⁰ LEHN 1899, S. 40.
- ¹¹ Ebd., S. 216.
- ¹² Ebd., S. 217.
- ¹³ Offenbach am Main. Junge deutsche Großstadt, Hanau 1966, S. 7.
- ¹⁴ Festschrift zum 250jährigen Kirchenjubiläum, Offenbach 1969, S. 51.
- ¹⁵ Josef WINGENFELD: ...und alle kamen nach Offenbach. Aufstieg der Stadt vor 200 Jahren, 2. Auflage Offenbach 1975, S. 38f
- ¹⁶ Ebd., S. 11.
- ¹⁷ Offenbach am Main. Junge deutsche Großstadt 1966.
- ¹⁸ LEHN 1899, S. 90.
- ¹⁹ Ebd., S. 92.
- ²⁰ Ebd., S. 104.
- ²¹ Ebd., S. 111.
- ²² Ebd., 105 Fußnote.
- ²³ Ebd., S. 108.
- ²⁴ Alfred KURT 1998, S. 107.
- ²⁵ Das Zitat ist der Titel des Buches von Josef Wingenfeld (s.o.).
- ²⁶ Offenbach am Main. Junge deutsche Großstadt 1966, S. 11.
- ²⁷ KURT 1998, S. 107.
- ²⁸ KURT 1998, S. 108.
- ²⁹ KURT 1998, S. 109.
- ³⁰ Alfred KURT: Offenbacher Regesten. Fakten, Daten, Texte, Bilder zur Geschichte von Offenbach a.M. 977-1900 (= Offenbacher Geschichtsblätter, Nr. 36), Offenbach 1987, S. 43.
- ³¹ KURT 1998, S. 109.
- ³² Ebd., S. 126f.
- ³³ LEHN 1899, S. 13f.
- ³⁴ KURT 1998, S. 139.
- ³⁵ KURT 1998: Offenbacher Regesten, S. 64
- ³⁶ Ekkehard KÄTSCH: Liberale Kirchenpolitik der Landesherrschaft als Grundlage volkskirchlicher Entwicklung, in: 450 Reformation 1993, S. 86.
- ³⁷ LEHN 1899, S. 119.
- ³⁸ Hanna Becker: Begleittext zur Ausstellung des Offenbacher Stadtarchivs „Von Asphalt zu Zelluloid“ im Jahr 2000, S. 3, in: Mappe 221 des Stadtarchivs „Industrie in Offenbach“, S. 3.
- ³⁹ KURT 1998, S. 145.
- ⁴⁰ LEHN 1899, S. 122.
- ⁴¹ LEHN 1899, S. 123.
- ⁴² Barbara DÖLEMEYER: Die Hugenotten, Stuttgart – Berlin – Köln 2006, S. 174.
- ⁴³ Festschrift zur 225. Jahresfeier des Bestehens der französisch-reformierten Gemeinde zu Offenbach am Main, Offenbach 1924, S. 36.
- ⁴⁴ 300 Jahre Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach am Main in den Jahren 1925-63, in: Festschrift zum 250jährigen Kirchenbaujubiläum 1719-1969, S. 58f.
- ⁴⁵ Ebd., S. 29.
- ⁴⁶ Ebd., S. 33.
- ⁴⁷ Hans-Otto NOWAK: Die Französisch-Reformierte Gemeinde Offenbach am Main in den Jahren 1925-63, in: Festschrift zum 250jährigen Kirchenbaujubiläum 1719-1969, S. 21.
- ⁴⁸ 300 Jahre
- ⁴⁹ Emil PIRAZZI: Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit, Offenbach am Main 1879.

Klein Versailles an der Werra

Hildburghausen in Thüringen – Residenz und Französische Kolonie

von Sylvia Ostertag-Henning und Michael Peters

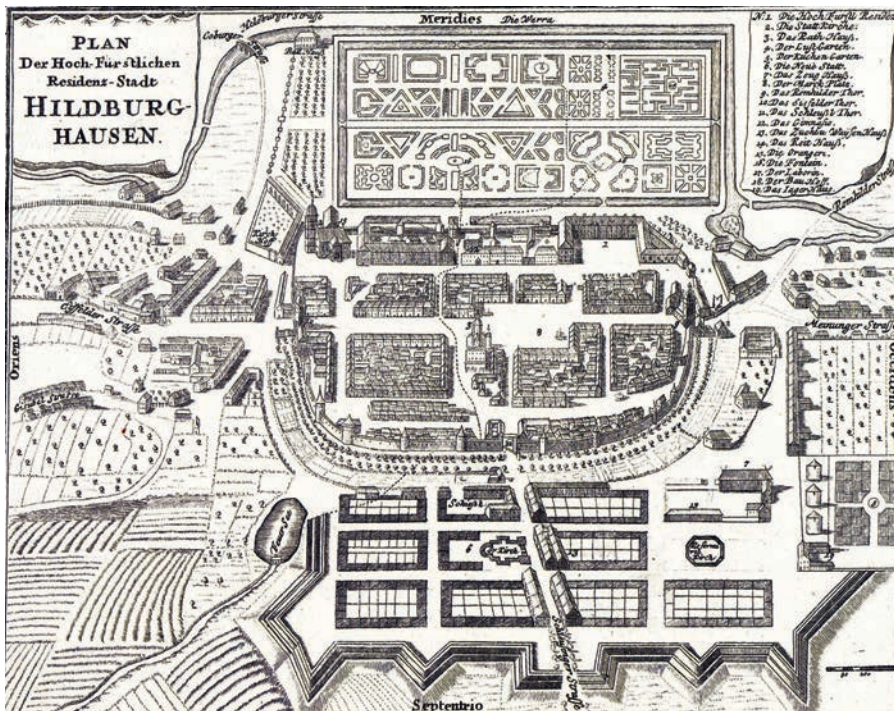
In vielen deutschen Orten, deren einstige lutherische oder reformierte Landesherren französische Glaubensflüchtlinge angesiedelt hatten, war 2011 ein Jubiläumsjahr. 325 Jahre lag die Aufnahme calvinistischer Protestanten zurück und wurde in einer Reihe von kirchlichen und historischen Veranstaltungen bedacht. Fast unbemerkt von den bekannten Hugenotten-Orten vollzog sich im selben Jahr ein rundes Hugenotten-Jubiläum im Freistaat Thüringen: Das Stadtmuseum Hildburghausen eröffnete am 22. Mai. seine Sonderausstellung: Asyl in Hildburghausen. 300 Jahre Hugenottenedikt.¹ Grund genug – auch ein Jahr danach –, einen Blick auf die Stadt an der Werra und ihre interessante Geschichte zu werfen.

1. Das Erscheinungsbild

Im südwestlichen Eck Thüringens, heute über die A 73 von der „Hugenottenstadt Erlangen“ in einer guten Stunde zu erreichen, liegt im Tal an der Werra die ehemalige Residenzstadt der Herzöge von Sachsen-Hildburghausen. Der große spätmittelalterliche Marktplatz mit dem prächtigen Renaissance-Rathaus und seinen stattlichen Bürgerhäusern, die nach dem großen Brand von 1779 in beispielhaft stadtplanerischer und stringenter Weise wieder aufgebaut worden waren, breitet sich behäbig aus und zeugt von einer Zeit, die weit vor der Ankunft der Hugenotten liegt. Schon im 14. Jahrhundert wurde diese Stadt – lange vor barockem Symmetriegestaltungswillen, nach einem Idealplan angelegt.² Im Jahr 1412 weist das älteste Bürgerverzeichnis der Stadt bereits eine Einwohnerzahl von etwa 1200 Bewohnern auf.³

Durch die Ansiedlung von Hugenotten ab 1711 wurde die markante mittelalterliche Stadtanlage in nördlicher Richtung geöffnet und nach Genehmigung eines Stadterweiterungsplanes von 1710 die planmäßige Neustadt vor dem Schleusinger Tor angelegt (siehe Abbildung auf der folgenden Seite).⁴ Nach bisheriger Quellenlage geht der Plan zu der als Idealstadt angelegten Siedlung auf den Oberlandbaumeister Johann Andreas Bartels zurück.⁵ Wenn auch die Dimension dieser neuen Kolonie nicht Ausmaße und Vollständigkeit wie beispielsweise der Erlanger „Hugenottenstadt“ annahm, so kann Hildburghausen architekturgeschichtlich zumindest vom Ansatz her als doppelte Planstadt angesehen werden. Leider haben in der Neustadt denkmalpflegerische Versäumnisse der jüngeren Zeit den Gesamteindruck einer planmäßigen Anlage nachhaltig beeinträchtigt. Den-

noch verweist die Stadterweiterung noch mit den gerade angelegten Straßenzügen, der teilweise erhaltenen Karree-Bebauung und dem Gebäude der ehemaligen Hugenottenkirche [heute katholische Pfarrkirche, d. Verf.] auf die regulär angelegte einstige „Französische Kolonie“.



Plan der Residenzstadt Hildburghausen von Johann Baptist Homann, um 1720.

2. Die Landesherrn: Ernestiner

Herzog Ernst II., der von 1680 bis 1715 das „Ländchen“^{6b} regierte, und sich für die Aufnahme von Hugenotten entschied, verfügte durch Erbteilung nur noch über ein kleines Staatsgebiet, „bequem konnte man an einem einzigen Tag das ganze Ländchen durchreiten“⁷.

Ernst II. entstammte dem alten Geschlecht der Wettiner, das bereits um das Jahr 1200 Rechte auf die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen erworben und durch Heiratsgut (Henneberger) im 14. Jahrhundert auch das fränkische Coburg mit Umland hinzugewonnen hatte. Ausgestattet mit der Kurfürstenwürde und weiten Gebieten Sachsens und Thüringens, „waren die Wettiner wohl nach dem Kaiser die mächtigsten Fürsten im Deutschen Reich“⁸. Mit der Leipziger Teilung 1485 spaltete sich

das Haus in die albertinische und ernestinische Linie, wobei die Kurfürstentwürde zunächst bei den Ernestinern verblieb, im 16. Jahrhundert jedoch an die Albertiner fiel, dazu ein Teil der ernestinischen Besitzungen. Versuche der Ernestiner, Gebiete zurückzugewinnen, scheiterten. 1640 gelangte Hildburghausen an die 1603 gestiftete Linie Sachsen-Altenburg, nach deren Erlöschen wurde Ernst der Fromme 1672 Herzog von Sachsen-Gotha. Auch er verfügte noch eine Erbteilung unter seinen sieben Söhnen. Nach seinem Tod zerfiel Sachsen-Gotha 1680/81 in: Sachsen-Coburg-Altenburg, Sachsen-Coburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Römhild, Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Hildburghausen. So umfasste das kleine Herzogtum, in dem sein Sohn Ernst II. später Hugenotten ansiedelte, nur Amt und Stadt Hildburghausen, noch Eisfeld, Veilsdorf, Schalkau und ab 1705 Sonnefeld.

Herzog Ernst II., lebte von 1680 bis 1683 zunächst in Arolsen, der Residenzstadt der Grafen und Fürsten von Waldeck-Pyrmont [1655-1918], wo er sich 1680 mit Sophia Henriette von Waldeck vermählt hatte. Anschließend regierte er für kurze Zeit von Eisfeld und Heldburg aus. *„Hier trug er sich bereits mit dem Gedanken, das kleine Ackerbürger- und Handwerkerstädtchen Hildburghausen zur Residenz auszubauen. Am 16. November 1684 erfolgte der Umzug nach Hildburghausen.“*⁹

2. „Klein Versailles“

1685 begann mit der Errichtung des Schlosses der Ausbau Hildburghausens zur Residenz.¹⁰ Der Architekt von Schloss und Schlosskirche Elias Gedeler war bis 1684 am markgräflichen Hofe in Brandenburg-Bayreuth als Oberbaumeister tätig gewesen.¹¹ Nach französischem Vorbild plante er ein kleines „Versailles“ in Hildburghausen, das immerhin 44.000 Gulden verschlang und wofür später den Bürgern 14 Extrasteuern auferlegt werden mussten.¹² Folgerichtig entschloss sich Herzog Ernst, der Stadt und dem Ländchen zusätzliche Einnahmen zu erschließen, und holte gewerbetüchtige Hugenotten in die Stadt. In umgekehrter Reihenfolge wie sein fränkischer Nachbar, der Brandenburg-Bayreuther Markgraf Christian Ernst, der 1686 in Erlangen zuerst eine eigene Stadt für die Emigranten angelegt hatte und im Zuge des Aufkommens dieser Neustadt 25 Jahre später Erlangen zur zweiten Residenzstadt neben Bayreuth erhob, lud der Sachsen-Hildburghausener Herzog im Jahre 1711 die Hugenotten in seine bereits zur Residenz ausgelegte Stadt Hildburghausen ein. Unter den Herzögen Ernst II. (1680-1715), Ernst Friedrich I. (1715-1724), Ernst Friedrich II. (1724-1745), Ernst Friedrich III. (1745-1780) und unter dem letzten Sachsen-Hildburghausener Herzog Friedrich (1780-1834) lebten Hugenotten in der Stadt und waren auch in beträchtlicher Zahl bei Hofe tätig. Wie in der

Zeit absolutistischer Kleinstaaten üblich, folgte dem Schlossbau ein großzügiger Park, der sich über die Werra-Aue erstreckte und sich noch heute südlich des [inzwischen leider abgetragenen] Schlosses ausbreitet. Der Werrafluss wurde zu diesem Zwecke umgeleitet, Wasserbauspezialisten legten einen Kanal an, der das Gelände noch heute sichtbar, arrondiert. Das Gartenkunstmuseum in Schloss Fantaisie bei Bayreuth zeigt in einem Plan von Johann Baptist Homann um 1720 den Schlosspark Hildburghausen mit den dort üblichen „Spielen“ als herausragendes Beispiel einer fürstlichen Parkanlage des 18. Jahrhunderts.¹³ Schon 1693 wird in den Rechnungsbüchern ersichtlich, dass Theater und Oper am Hof von Hildburghausen Einzug halten: Die Summe für eine „gedrückte“ [gedruckte] Textversion einer italienischen Opera samt deutscher Übersetzung wird verzeichnet.¹⁴ Die Aufführungen fanden zunächst im Schloss selbst statt. Das Jahr 1711 titelt eine auf den Herzog und seine militärischen Erfolge bezogene Aufführung: *„Des Teutschen Schulmeisters Anstalt zur Lustmusic wurde bei den über die zu dreyen mahlen in Spanien durch die Waffen der hohen Alliirten erhaltene Victorie angeordneten Lust-Festin auff den 12. Febr. MDCCXI in einer kleinen mit Balletten untermischten Operetto auf Hoch-Fürstl. Hildburghäus. Schaubühne [...] unterthänigst vorgestellet“*¹⁵. Ernst II. verbuchte übrigens auch beim Entsatz Wiens von den Türken 1683 und als holländischer Oberst im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1690/91 bedeutenden soldatischen Erfolg. Ein eigenes Ball- und Fechthaus wurde in den Parkanlagen erst 1721 errichtet, zugleich als ein adäquates Gebäude, den adeligen Zöglingen des 1714 gegründeten *Gymnasium academicum* – einer Ritterakademie,¹⁶ fechten und tanzen zu lehren. Es muss uns jedoch nicht erstaunen, dass gleichzeitig auch soziale Projekte in Angriff genommen wurden: 1710 gründete Ernst II. eines der ersten Waisenhäuser Mitteldeutschlands. Ähnlich wie in vielen deutschen Kleinstaaten überlasteten die Ausgaben für ein repräsentatives Hofleben und die Teilnahme an Kriegszügen die finanziellen Möglichkeiten des Landes erheblich. Unter Herzog Ernst Friedrich III., verheiratet mit der Königstochter Louise von Dänemark, leistete sich der Hof eine der Repräsentation dienende Garde, eine neue Hofbibliothek, ein Naturalien- und Raritätenkabinett, einen Hofmaler, den Umbau des Ballhauses zum Theater, Maskenbälle und Prachtjagden und ein *„die Vorzimmer füllendes Heer von Laqueien“*¹⁷. Damit erreichte die Ausgaben- und Schuldenpolitik ab Mitte des 18. Jahrhunderts wahrhaft kritische Ausmaße, die *„die Gefahr des Untergangs des Hauses erkennen ließ[en]“*¹⁸. Die Situation gipfelte darin, dass der Reichsrat eine kaiserliche Untersuchungskommission einsetzte. Erst Ende des 18. Jahrhunderts zeichnete sich eine Konsolidierung des Haushalts ab. War Sachsen-Hildburghausen unter den vielen Fürstenhäusern des alten Reiches nur ein kleines, so sah es doch bedeutende Persönlichkeiten zu Gast bei Hofe. Ein

geistig-kulturelles Klima prägte den Herzogshof besonders um 1800 durch die Gemahlin des letzten Hildburghausener Herzogs Friedrich, Charlotte von Mecklenburg-Strelitz. Musikalisch hochgebildet, gestaltete sie kulturelles Leben in der Residenz, holte Dichter an den Hof und Hildburghausen wurde der Titel „Klein Weimar“ zugehört. Jean Paul, der 1799 hier einige Zeit weilte, widmete der Herzogin und ihren Schwestern Luise, Königin von Preußen, Friederike, Königin von Hannover, und Therese von Thurn und Taxis sein großes Romanopus *Titan*. Der Bayerische Kronprinz, Ludwig von Bayern, späterer König Ludwig I., Liebhaber der Künste, wählte nicht von ungefähr eine Tochter des letzten Hildburghausener Herzogpaares: 1810 heiratete er Prinzessin Therese. Anlässlich ihrer Hochzeit wurde in München auf einer Wiesenfläche südwestlich der Stadt ein Volksfest abgehalten. Der Platz erhielt den Namen der Braut und wurde zur „Theresienwiese“, das Fest als Oktoberfest weltweit bekannt.¹⁹



Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, Kopie nach einem Gemälde Stiellers, um 1810.

Die Förderung der Künste, der Wissenschaft und Bildung durch die engagierte letzte Herzogin in Hildburghausen schuf womöglich das Klima für eine weitere positive Entwicklung der Stadt in der Nachresidenzzeit. 1795 war ein Schullehrer-Seminar gegründet worden, das im frühen 19. Jahrhundert bereits die Reformideen Pestalozzis aufnahm. Carl Ludwig Nonne (1785-1854) begann 1809, das Schulwesen im Herzogtum zu reformieren und den Ruf Hildburghausens als „Stadt der Schulen“²⁰ zu begründen. Dass die Stadt an der Werra Mitte des 19. Jahrhunderts in einem Atemzug genannt wurde als: „Hildburghausen und New York“, „Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia“, „Hildburghausen, Paris und London“²¹ begründete Carl Friedrich Meyer, der 1828 mit seinem jungen Unternehmen *Bibliographisches Institut* von Gotha nach Hildburghausen übersiedelte. Nachschlagewerke und Klassikerausgaben waren en vogue, der Verlag florierte und machte den Namen der

Stadt in aller Welt bekannt. Mit Meyers Konversationslexikon und Brehms Tierleben wurde Hildburghausen „Buchstadt“ und das Genre des Kupferstechens erlebte eine Blüte mit Carl Barth und vielen anderen. Lassen wir Meyers Konversationslexikon von 1850 zu Wort kommen: Hildburghausen: „*Haupt- und ehemalige Residenzstadt daselbst, am rechten Ufer der Werra, in einem weiten, fruchtbaren Thale 1148 über der Meeresfläche. H. hat ein freundliches, gefälliges Aussehen, meist breite, reinliche Straßen, zum Theil schöne, meist dreistöckige Häuser, hübsche Brunnen, und besteht aus der Altstadt mit Marktplatz und der kleinen Neustadt, die besonders schön und regelmäßig gebaut und zum Theil von französisch-reformierten Flüchtlingen 1710 angelegt worden ist [...].*“²²

3. Sachsen-Hildburghausen am Vorabend der Aufnahme von Réfugiés in ein lutherisches Land

Die Aufnahme von Hugenotten in Hildburghausen im Jahre 1711 durch den lutherischen Herzog Ernst von Sachsen-Hildburghausen (1655-1715) war unbestritten eine Leistung „avec le cœur et avec la raison“! Denn die konfessionelle Homogenität des lutherischen Untertanenverbandes aufgelöst zu haben, *desavouierte* noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der noch nicht wirklich aufgeklärten süddeutschen Staatenwelt die „Rechtsformel“ einer *cuis regio, eius religio*. War doch die Aufnahme von ausländischen Réfugiés – *bannisirten* Franzosen – in keiner Reichskonstitution festgeschrieben worden. Eine „*Homogenität der Glieder und ihre Nützlichkeit*“ hatte bereits Althusius in seiner *Politica* postuliert.²³ Offensichtlich standen politisch dem damals schon mit 56 vollendeten Lebensjahren hochbetagten Herzog Ernst die „*in den Jahren 1710 und 1711 sich erneuernden Verfolgungen*“ im südöstlichen Frankreich vor Augen, welche „*namentlich*“ auch „*die in Frankreich zurückgebliebenen reformierten Oranier traf*“²⁴. Die Hugenottenkolonie Hildburghausen mit ihrem weiten „Einzugsbereich“ blieb dann auch die einzige *Franzosenkolonie* landesweit.²⁵ Die Reformierten im „benachbarten“ Kursachsen dagegen sollten erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts „*das Recht der freien öffentlichen Gottesdienste mit vollem Parochialrecht [...]*“²⁶ erhalten (18. März 1811). Welche Voraussetzungen aber mussten gegeben sein, um der im Westfälischen Frieden „verbrieften“ Anerkennung der Reformierten neben den Lutheranern und Katholiken (*Artikel 7*, 24. Oktober 1648) in einem souveränen (und verhältnismäßig jungen) Fürstentum Sachsen-Hildburghausen zu entsprechen?

In der fränkischen „Staatenwelt“ eines Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1644-1712) etwa hatten die Waldenser die erste größere Gruppe von Réfugiés gebildet, welche seit 1686 in dem von Hildburghausen „benachbarten“ Markgraftum Brandenburg-Bayreuth Aufnahme fand, und zugleich war es das erste Mal, dass im Heiligen Römischen

Reich Deutscher Nation ein evangelisch-lutherisches Territorium mit der Aufnahme von geflüchteten und verfolgten Waldensern konfrontiert wurde. Gleichsam als Vertreter der weltlichen Vormacht in Franken hatte schon im Jahre 1524 Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach (1484-1543), auch genannt „Georg der Bekenner“, der Reformation in seinen Territorien, auch in Brandenburg-Jägerndorf, den Boden bereitet.²⁷ Um die religionsgeschichtlichen Geschehnisse in ihren übergreifenden Zusammenhängen zu betrachten, sei es erlaubt, einen Blick auf die sehr engen fränkisch-thüringischen „Kirchenbände“ zu werfen. Bereits im Frühmittelalter regierte das thüringisch-fränkische Geschlecht der Hedenen in der Kiliansstadt Würzburg, wo alsbald stets erneut die Grafen von Henneberg den „Krummstab“ innehatten. Etwa noch vor dem Zeitalter der Reformation vermochte auch der Würzburger Bischof Gerhard Graf von Schwarzburg (1372-1400) seinen kirchlichen wie politischen Einfluss auch jenseits der Werra bei der „thüringischen Schwester“ geltend zu machen.²⁸ Zeugt doch auch noch heute im Wappen des Landkreises Hildburghausen die Gegenwart des „Fränkischen Rechens“ von der Würzburger *Obedienz*. Und während sich im Jahre 1720 die Französisch-Reformierte Gemeinde Hildburghausen dem Synodalverband der Französisch-Reformierten Kirche in Franken anschloss, so setzte sich die Zugehörigkeit von „Kirchengliedern“ jenseits der Werra zu Franken und Bayern bis in unsere Zeit fort: Heute sind dem „Synodalverband XI“ der Evangelisch-Reformierten Kirche [Kirchenamt in Leer/Ostfriesland] die Evangelisch-Reformierte Gemeinde Chemnitz-Zwickau und die Evangelisch-Reformierte Kirche Leipzig zugeschlagen.

Es war im „Zeitalter der Glaubenskämpfe“, als 1583 mit dem Aussterben der Henneberger Grafen im Mannesstamm im thüringisch-fränkischen „Grenzland“ der sächsische Einfluss stark im Aufwind stand.²⁹ Aus dem „Kernland der Reformation“ entstand „eine stark zerklüftete Kleinstaatenwelt“³⁰. Gründete doch auf dem Gothaer Erbteilungsvertrag 1680 auch das Fürstentum Sachsen-Hildburghausen. Die Herzöge von Hildburghausen gehörten der nicht mehr die Kurwürde besitzenden Wettinerlinie der Ernestiner an. Wenn sich indes jemand der Einführung der Reformation in der Grafschaft Henneberg verschrieben hatte, dann war dies Georg Ernst Fürst von Henneberg-Schleusingen († 1583) – „*Ultimus suis generis*“. So hatte Georg Ernst zur Durchsetzung der lutherischen Reformgedanken in Henneberg ab Oktober 1543 den zuvor für Nürnberg wirkenden streng lutherischen Theologen Johann Forster († 1558) betraut. Dr. Forster war Schüler Luthers und dessen Hausfreund, Gevatter und Gehilfe bei der Bibelübersetzung gewesen. Spätere Zeiten zählten Dr. Forster zu den „*goldtreuen Gefolgsmännern*“³¹. Wenngleich in den ernestinischen Landen laut den Kirchenvisitationen in Kirchen immer wieder „abgöttische Bilder“ „aktenkundig“ wurden, so hatte sich in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Henneberg die lutherische Reformation endgültig Bahn ge-

brochen.³² Damit war zweifellos verfassungsgeschichtlich ungeachtet der sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts ausbildenden reinen theologischen Konfessionsbildung mit ihrer „klaren Abgrenzung gegenüber dem religiösen Gegenüber“ (Carl A. Hoffmann) der 1711 erfolgten Hugenottenansiedlung im Fürstentum Hildburghausen der Boden bereitet.

4. „Den umb unserer heiligen Religion willen Vertriebenen ein asyllum und vollkommen freies exercitium religionis“ zu vergeben

Die Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes durch Ludwig XIV. war ein politisches Ereignis von übereuropäischer Bedeutung. Nachdem die „umb ihres reformierten Glaubens willen“ verfolgten Reformierten die protestantischen Höfe um Aufnahme ersucht hatten, sollte vor allem das Toleranzedikt von Potsdam (1685) gleichsam als Ausgangspunkt einer segensreichen Einwanderungspolitik als beiseiensloser Beleg einer brandenburgisch-preußischen Toleranzpolitik in die Geschichte eingehen. Doch auch kleinere Fürstentümer wie etwa Braunschweig-Lüneburg (August 1684!) oder Sachsen-Hildburghausen vermochten mit der preußischen Toleranzpolitik mitzutun. War es doch im Rahmen einer „gutherzige(n) Liebesbezeugung zu andächtigen Gebet und Vorbildte“ durchaus „statthaft“, „eine französische Colonie in hiesiger unserer Residenz-Stadt zu errichten“³³. Als um 1710 eine neue Verfolgungswelle vor allem den Südosten Frankreichs heimsuchte, entschloss sich auch Herzog Ernst von Sachsen-Hildburghausen, in seinem verhältnismäßig kleinen Territorium „bannisirte“ Franzosen aufzunehmen.³⁴ Die Religionsflüchtlinge waren zum Teil direkt aus Südfrankreich und aus der Gegend um Sedan, zu einem Gutteil auch aus den fränkischen Hugenottenkolonien – etwa der „Wollenwirker“ Pierre Borell³⁵, der Chirurg Charles Caton wie auch Martin André († 1741) aus Erlangen – an die „nahe“ Werra gelangt. Namen der „Ersten Stunde“ waren Philippe Cregut, vormals Pastor in Wilhelmsdorf und wiederholt in Hildburghausen von Pastor Faucher vertreten, Jean Dubeyne als Koloniedirektor und Richter,³⁶ Ferrier – der vielleicht mit einem während der Hugenottenkriege zum reformierten Glauben konvertierten Jean-Baptiste Ferrier aus Bonnieux³⁷ verwandt ist –, ferner Trollier, Razouz, Caton und Borell. Ob nicht auch das Ablaufen der zehnjährigen Steuer- und Rechtfreiheit – so etwa in der *Colonie française à Erlang* (§ XI) – hinreichende Beweggründe lieferte, in nahe gelegene Kolonien überzuwechseln? Fest steht, dass bereits 1711 insgesamt zwölf französische Familien „über Zwischenstationen in anderen Ländern in Hildburghausen angekommen“ waren, nachdem Herzog Ernst in einem *Edit* vom 31. Juli 1711 eine eigene Gerichtsbarkeit, Steuerfreiheiten und freie Religionsausübung zugesagt hatte.³⁸

Vor allem war es Herzog Ernsts Anliegen, der heimischen Wirtschaft „aufzuhelfen“: Mit seinem Patent vom 26. Mai 1716 „zur Anlegung der Neustadt“ – „es seyn Fremde oder Einheimische“ – siedelte er Handschuhma-

cher, Strumpf- und Wollwirker, Seiden- und Samtweber an. Noch bevor bereits im Jahre 1724 „48 der zweigeschossigen, sparsam im einheitlichen Barockstil erbauten Wohnhäuser in der neuen Kolonie“³⁹ standen, hatte sich seit 1714 eine „deutsche Abteilung der Kolonie“ konstituiert. Hatte doch der Herzog zuerst 1710 einer Stadterweiterung das Wort geredet.⁴⁰ Gemeindegeschichtlich sollte der 31. Juli 1722, ein Freitag, ein bedeutsamer Tag für die Kolonie werden: Der mit Hilfe aufwendig im protestantischen Ausland gesammelter Kollekten gebaute *temple* wurde im Rahmen einer in Hildburghausen stattfindenden Synode feierlich eingeweiht, wozu die reformierten Gemeinden von Erlangen, Schwabach, Wilhelmsdorf, Emskirchen und Kassel eigens Geistliche entsandten.



Der ehemalige temple der Französisch-Reformierten Gemeinde in Hildburghausen gehört seit 1829 der römisch-katholischen Gemeinde.

War doch schon im Jahre 1720 die Französisch-Reformierte Gemeinde Hildburghausen nach Übereinkunft der beiden Regenten Herzog Ernst Friedrich I. von Sachsen-Hildburghausen († 1724) und Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth der *Synode de Eglisés Réformés de Franconie* – der Synode der reformierten Kirchen von Franken – beigetreten. Nur beiläufig sei erwähnt, dass es auch Herzog Ernst Friedrich I. war, welcher im Jahre 1722 den „Franzosen“ eine „Weihnachtsmesse“ gewährte, „wo die Réfugiés die Erzeugnisse ihres Fleißes ohne Standgeld zum Verkauf auflegen sollten“⁴¹. Später ist daraus die traditionelle „Weihnachtsmesse in Hildburghausen“, die fortwährend „in der Hildburghäuser Neustadt“ ihre Ware „feilhielt“, hervorgegangen. Doch ungeachtet einer Glanzzeit der französischen Kolonie zwischen etwa 1740 und 1765 blieb das Hildburghäuser Refuge stets von außen abhängig. Für Kollektensammlungen zum Beispiel wurden die Generalstaaten, England und Schottland bereist, und die reformierten Pastoren in Hildburghausen mussten aus Bayreuth, Erlangen, aus dem nördlichen Schleusingen sowie aus Zürich bestellt werden.⁴² Eine weitere Abschnürung hatte die Französische Kolonie von Hildburghausen erfahren, als bereits 1732 „auf preußischen Druck“ die Fränkische Synode „wieder abgeschafft“ (Jochen Desel) worden war. Und es gab wiederholt Streit: Weil die in der Kolonie tätigen reformierten Geistlichen keine Tauf- und Traugelder erheben durften, rief Hildburghausen die weltliche Obrigkeit an, und auch die Erlanger Französisch-Reformierte Gemeinde hatte des Öfteren entgegen der *Discipline Ecclésiastique*, Kap. VI, § 1, „keine Gemeinde ist gegenüber anderen Gemeinden bevorrechtigt“ einen „ganz unstatthaften Primat beansprucht“.

Die „Französisch-Reformierte Kirche zu Hildburghausen“ – wie es etwa auf dem schönen Kirchensiegel mit dem getreuen Bildnis des Gotteshauses von 1722 heißt – bildete auch eine Art Anlaufstation auf dem Weg von den fränkischen Diasporagemeinden hin zu den hessischen sowie zu den brandenburgischen Hugenottenkolonien. Hier legten viele berühmte Durchreisende einen Aufenthalt ein: Die Kaufleute Sossier, Ferbe und Grivinie aus Bayreuth, die Kaufleute Sothier und Lochier aus Paris, Kaufmann Laroche aus Schmalkalden, der „Kriegssekretär“ Deau aus Meiningen, der der schwedischen Krone verpflichtete „Kapitän“ de la Grande d'Istria und Jean Baptiste Pouillarde aus Cambrai, welcher im damaligen *Goldenen Hirsch* die Pretiosen seiner Porzellanproduktion präsentierte.

Auffallend viele Hugenotten waren bei Hofe tätig. Die Chroniken des Theologen Armin Human und seine Arbeit zur Französischen Kolonie berichten davon:⁴³ Als *Confiseur* liefert Jean Frederic **Arfeuil**, dessen Todesdatum mit 1778 angegeben wird, die feinen Backwaren an den Hof, er wird auch als Großhändler seiner Produkte über das Herzogtum hinaus erwähnt,⁴⁴ als *Hoftapezier (tapissier de la cour)* arbeiten Nicolas **Leger**, 1718 verh. mit Rahel, geb. Mettrehut; und Etienne **Le Blank** aus Aubisson, 1721 genannt,

verh. mit Françoise du Bois aus Montbillard; als Hofschüler (*maitre menuisier*): Baptist **Sovageot**, verh. mit Marthe, geb. Galois; Jean **Gillet** und Jacques **Gillet** 1724 genannt, verh. mit Magdalene, geb. Simon.

Haushofmeister: Heinrich [Henri ?] **Batin**, genannt 1718; Michael **Hillard**.
Tanzmeister: Franziskus **Lemercier**, geb. 1714.

Die im Schlosse direkt Bediensteten trugen um 1800 „*blauen Frack mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen, gestickte weiße Weste mit goldenen Knöpfen und weißer Spitzenhalskrause, weiße Kniehose, weiße seidene Strümpfe und silberne Schnallenschuhe; dazu ein Zöpfchen, Degen Dreispitz und Stock mit Silberknopf*“⁴⁵.

Kammerdiener: Jean **Greincourt**, Pierre **Thomas** 1722; Christoph **Fourbe** 1761; Charles **Carponnier**; Jean François **Devenaz** aus Morges (Schweiz) fungierte als Kammerdiener des Herzogs und zugleich Hofkaffeeschenk des Prinzen und war seit 1719 verheiratet mit Martha Durant aus Genf, 1751 starb er. Mundköche: Albert **Claudie** [von Human als „Convertit“ bezeichnet]; Francois **Renault** aus Paris, verh. mit Clara Heurtelen; Bernard **La Roche**; Friman **Charpentier**. Hauskonditoren: Lorenz **Samson**, gest. 1729, „*der am 5. August [...] nachts mit flambeaux bestattet wurde*“⁴⁶. Laboranten: Francois **Cramelan**, gest. 1773, dessen Schwester Dorothea als Kammerfrau tätig war. Ballettmeister: Friman **Mercier**, 1719 aus Caraman, Oberlanguedoc.

Die Kunstgärtner, die an der Ausgestaltung der Residenz-Parkanlagen beteiligt waren, nahmen eine bevorzugte Stellung am Hofe ein: Henry [Henri] **Debus** war seit 1706 zunächst als Gärtner des Prinzen tätig, ab 1716 als Pachtgärtner und führte 1732 den Titel Fürstlicher Hofgärtner. Er kam aus Nassau-Dillenburg an den Hof und verstarb hier 1737; Niclas **Saar** aus Metz 1729, verh. mit Catherine Bertrand aus Sedan; Revelle und Daniel **Simon**, von Human als lutherisch bezeichnet, 1714; Jean Zacharias **Ferrier**, Sohn des aus Schwabach hierher berufenen Kantors und Kirchners Theophile Ferrier, wirkte zunächst in Karlsruhe und ab 1782 hier als Hofgärtner. Er verstarb 1809. Sein Bruder Jean Pierre **Ferrier** war Strumpfwirker, Gärtner und Vorsänger der Kolonie und war verheiratet mit der Tochter Daniel Simons.

Höhere Stellungen am Hofe bekleideten als Haushofmeister (*maitre d'hotel*): **La Maliniere** 1729, Michel **Hillard** und Georges **Castan** aus Kassel. Hofbaumeister (ingenieur de Mgr le Duc): **Bourdillet** 1723. Geheimschreiber (*secrétaire français de S.A.S.*): Jacques **Cabrier** 1714; Paul **Gely** aus Wilhelmsdorf.

Französische Sprachmeister: L. **Massot** 1722; Daniel **Lasson** aus Basel, gest. 1784; Pierre Nicolas **d'Homert**, verh. mit Susanna Antoine aus Metz. *Mademoiselle* einer Prinzessin ist Elisabetha **Faure**, verh. seit 1765 mit

dem Hof- und Kunstmaler Johann Valentin Tischbein aus Hessen. Französische Sprachmeisterin: Rahel Devenar, gest. 1782. Kammerfrauen: Petronella **Hillard**, verh. mit Michael Hillard, Haushofmeister; Elisabeth **Cramelan**. Tafeldecker: Anton **Ferrier**.



Die Initialen „FF“ auf dem Trep-pengeländer des Hauses In der Gerbergasse 13 erinnern heute noch an die Familie Ferrier.

Eine besondere Vertrauensstellung bei Hofe in den letzten Jahren der hiesigen Residenz begleitete der hessische Kammerherr Ludwig Marcus Baron **von Charriere** aus Cassonay in der Schweiz. [Nach Human vermutlich ein Verwandter des Pierre Carrière (Corteiz) aus Nojaret (geb. 1680), „dessen *Memoiren so glühenden Eifer für die Sache des Calvinismus atmen*“⁴⁷]. Verheiratet war der Baron mit Françoise Antoinette Begoz aus Perroy, Kanton Waad.

Es fällt in den Chroniken auf, dass am Hofe bedienstete Mitglieder der Französischen Kolonie oft vom nachfolgenden Herzog übernommen wurden, und dass oft mehrere Mitglieder einer Familie am Hofe tätig waren. So wird die Strumpfwerkerstochter Susanne Barthelotte aus Erlangen, verheiratet mit dem oben genannten Geheimsekretär Paul Gely, zunächst als Sprachlehrerin, später im Witwenstand 1775 als „*Demoiselle francaise*“ bei den fürstlichen Kindern genannt, 1783 starb sie.⁴⁸

Die Hugenottenkolonie Hildburghausen ist etwa auch im Rahmen sogenannter Pfarrereaminationen wiederholt von ranghohen Geistlichen „*von außen*“ beschickt worden. So hat beispielsweise der aus dem in der Gegend von Orléans beheimateten Geschlecht Souchay de la Duboisière entstammende Frankfurter Pfarrer Jean Daniel Souchay⁴⁹ (1736-1811) am 7. Juli 1775 auf Ersuchen des Erlanger französisch-reformierten Konsistoriums den „*Kirchenkandidaten*“ Karl Gottlieb Hand (1743-1797) in Kirchengeschichte, Kirchenrecht wie auch Exegese examiniert „*und nach abgelegter Predigt ordiniert*“⁵⁰. Auch der seit 1751 in Hildburghausen tätige evange-

lisch-lutherische Theologe Siegmund Basch „*kannte die Lage der Reformierten, weil er in Lausanne und Genf gewirkt hatte*“⁵¹. Die Hugenottenkolonie Hildburghausen genoss ein Ansehen, das der zahlenmäßigen „*Unscheinbarkeit*“ ihrer Angehörigen diametral entgegenstand. So schrieb der französische Historiker Charles Weiss in seiner berühmten *Histoire des réfugiés protestants de France* im Jahre 1853 zu Recht, dass die Fürsten der süddeutschen Duodezstaaten, darunter „*le duc de Saxe-Hildburghausen*“, „*avec empressement*“ „*le petit nombre de réfugiés*“ aufnahmen, „*que les circonstances amenèrent sur leur territoire*“⁵². Wurde auch am Hofe meist Französisch gesprochen, so übte sich das Bildungsbürgertum etwa im Studieren der französischen Zeitschrift *Mercure de France*, und Hildburghausen brillierte mit „*gehaltvoller Würde*“, welche „*wissenschaftliches Streben allezeit zu wecken und zu fördern verstand*“⁵³. Das war bereits zu einer Zeit, als sich der „Glanzstern“ der Hugenottenkolonie Hildburghausen auf abwärtslaufenden Bahnen bewegte. Nicht nur der rapide Angehörigenschwund der Französisch-Reformierten Gemeinde Hildburghausen gefährdete lebensbedrohlich ihren Bestand, sondern auch der (fiskalische) Zusammenbruch der Hofherrlichkeit unter Herzog Ernst Friedrich Carl besiegelte ihr Ende. Und von einer „*tragische(n) Episode aus der Weltgeschichte*“ ist gesprochen worden, als die „*Hildburghäuser hugenottischen Strumpfmanufakturen durch die Kontinentalsperre des Kaisers Napoleon den Todesstoß erhalten hatten*“⁵⁴.

5. Das Ende der „französischen Kolonie“ und das (fast) zeitgleiche Ende der „Franzosenzeit“ im Herzogtum Sachsen-Hildburghausen

Die im Sommer 1711 zu Hildburghausen ins Leben gerufene Französische Kolonie erfreute sich stets überregionalen Charakters. Bildeten doch Salzungen, Meiningen, das grenznahe und fränkische Veilsdorf sowie das nahe gelegene und ebenfalls fränkische Heßberg Exklaven der Kolonie. Den überregionalen Charakter Hildburghausens unterstreicht auch die am 1. November 1824 ausgefertigte *Unionsurkunde*, welche die „*Vereinigung der Neustadter Kirchengemeinde und der reformierten Gemeinde allhier zu Einer evangelischen Kirche*“ besiegelte. Die Reformierten und Lutheraner zu Hildburghausen waren „*im Wesentlichen ihrer Glaubenslehren*“ auch nie „*getrennt*“ gewesen, und zudem bestand⁵⁵ die Französisch-Reformierte Kirche „*aus allen Reformierten des Landes*“. Es handelte sich um eine „Unionstendenz“, die wohl zuerst in Mannheim 1817/1818 praktiziert wurde. Damit wurden freilich die Französisch-Reformierten Gemeinden ihres Selbstverwaltungsstatus beraubt. In Hildburghausen wurde die Kolonie am 11. März 1818 aufgelöst. Schon seit ihrer Gründung haftete der Hugenottenkolonie Hildburghausen das Odium ihrer inneren Zerrissenheit an. In einem am 27. Februar 1733 niedergeschriebenen Brief hatte der aus Zürich gebürtige Hildburghäuser Geistliche François Christophe de l'Hôpital

den beklagenswerten Zustand der Kolonie angemahnt: „*Ich wäre bereits schon hier weg, wenn meine gnädige Herren zu Zürich mir nicht geantwortet hätten, ich könne ohne Sünd und ihre Ungnade den Posten nicht verlassen*“⁵⁶. Weiter im Norden aber waren bereits die Kopffzahlen in den großen Hugenottenkolonien von Magdeburg und Halle beachtlich dezimiert worden. Die 1780er Jahre markierten auch in Hildburghausen den unausweichlichen Niedergang der *Französischen Kolonie*. Im Jahre 1762 vermochte sich die hugenottische Gemeinde noch auf 35 Religionsangehörige⁵⁷ zu stützen, während etwa um 1810 in Hildburghausen „*nur noch acht Franzosen übriggeblieben waren*“⁵⁸. In den Jahren von 1713 bis 1810 sind lediglich 183 Kinder in der *Französischen Kolonie* getauft worden. Als der Regierungssekretär Georg Ernst Groß am 11. März 1818 das „*Inventar der Kolonie*“ inspizierte, fanden sich unter anderem darin die *Liturgie de Neufchâtel*“ von 1713, die *Discipline Ecclésiastique des eglises réformées de France* von 1710 sowie die Kirchenrechnungen von 1713 bis 1812 und etliches weitere Kirchenarchivmaterial.



*Schleusinger Straße, ehemalige Kolonie.*⁵⁹

Die mit der Französischen Revolution einhergehenden politischen Veränderungen belasteten das Land. Hildburghausen hatte seit März 1807 der französischen Armee Militärkontingente zu stellen.⁶⁰ Bis Ende Oktober 1813 stand französische Besatzung im Land. Die aus Russland zurückkehrenden französischen Truppen eines geschlagenen Napoleon Bonaparte wickelten ihre Durchmärsche durchs Land „*zum großen Theil in einem*

*jämmerlichen Zustände*⁶¹ ab. Insgesamt hatte die „*Franzosenzeit*“ mit ihren „*verderblichen Kriegsunruhen und gefährlichen Zeitläuften*“ zu einer „*peku-niären Notlage*“ geführt.⁶² Die Hugenottenkirche, welche ihre Entstehung der „*sehr löblichen Sorgfalt unseres allergnädigsten Landesherrn*“⁶³ verdankt, wurde in der napoleonischen Zeit als Landesheumagazin ver-wandt.⁶⁴ Es mutet als eine Art Dialektik der Geschichte an, dass die Fran-zosenzeit in Hildburghausen offensichtlich den Niedergang der Franzö-sisch-Reformierten Kirche zu Hildburghausen befördert hat. Auch die Er-langer Kolonie hatte ihre politische Eigenständigkeit nicht über die Franzo-senzeit retten können. Sie blieb aber als Französisch-Reformierte Kirchengemeinde bis Ende 1921 erhalten. In der Stadt Stein bei Nürnberg war die dortige alte Hugenottenkirche vom Oktober 1660 bereits 1710 wieder in den Besitz der Dorfgemeinde übergegangen.

Heute erinnert in Hildburghausen das Stadtmuseum in einem Teil seiner ständigen Ausstellung an die Hugenottenzeit, im Stadtbild die einstige Hu-genottenkirche, der Flurname Ferriers Garten auf dem Gelände des 1812 gegründeten Gymnasium Georgianum, während Gerbergasse, Walkmüh-lenweg und Schwabacher Straße nur noch entrückte Reminiszenzen an die einstige *Französische Kolonie* aufscheinen lassen. Ein großes Stück Tole-ranzgeschichte schrieb Hildburghausen am 27. April 1829, als der *Temple* „*um 1.200 Gulden*“⁶⁵ an die junge römisch-katholische Gemeinde verkauft wurde.

Anhang: „Das Kassel'sche Legat“ zur Unterstützung der Reformierten Gemeinde Hildburghausen

Eine handfeste Verbindung zwischen der damaligen Landgrafschaft Hes-sen-Kassel und der Hugenottenkolonie Hildburghausen war das Vermächtnis der Tochter des Großen Kurfürsten, Herzogin Marie Amalie von Zeitz, welches sie 1735 zur Unterstützung der Gemeinde der Reformierten in Hildburghausen festlegte. Nach ihrem Tod 1739 wurde das Legat durch ihren Schwiegersohn und Erben, den Landgrafen Wilhelm von Hessen zunächst angezweifelt, dann aber nach Bitten der Pfarrer und Intervention des Hildburghausener Herzogs Ernst Friedrich II. von Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel schließlich am 18. März 1744 bestätigt. Der Wortlaut der Zusicherung der Kontinuierung des Vermächtnisses lautet: „*Von Gottes Gnaden, Landgraf Wilhelm, Fürst zu Hersfeld [etc.]: Demnach Unsere in Gott ruhende Frau Schwiegermutter, die verwitwete Frau Herzogin von Sachsen-Zeitz, Hoheit, christmildesten Gedächtnis zu desto besserem Aufnehmen und Unterhalt der Evangelisch-Reformierten Kirchen zu Hild-burghausen, wie auch dasiger Pfarrer und Kirchenversammlung, laut unter dem 9. Dezember 1735 darüber ausgestellten Donationsbrief jährlich hundert Thaler destiniret, solche auch bis zu dero höchst seligen Hintritt quar-*

taliter auszahlen lassen, so haben wir auf unterthänigstes Ansuchen des zeitigen Pfarrers und Vorsteher besagter Gemeinde gnädigst resolvieret, daß wegen der fürstlichen Erben nicht allein mit sothaner Gnaden Steuer fortgefahren, sondern auch der bisherige Rückstand abgeföhret werden solle, jedoch unter ebendenjenigen Bedingungen, welche in obbemeldeten Schenkungsbrief ausgedruckt sind und darinnen bestehen, daß Pfarrer und Vorsteher gehalten sein sollten, denen fürstlichen erben zu ende jeden Jahres die Rechnung über Verwendung ihrer Kirchen Intraden zu communicieren und damit behörigermåßen umzugehen, allermaßen auch nicht gestattet wird, daß mit solchem Gelde der Kirchen gemachte alte Schulden bezahlet, oder selbiges dazu verwendet werde, damit widrigenfalls die fürstlichen erben sich nicht gemüssigt finden, dieser mehrbenannter Gemeinde Gnadensteuer hinwiederum zu revocieren.

*Urkundlich unter Unserer eigenhändigen Namensunterschrift und beige-drucktem fürstl. Secret-Siegel. Kassel, den 18. Martii 1744. Wilhelm.*⁶⁶

Auch die Schwester der Stifterin, Herzogin Elisabeth Sophie, verwitwete Herzogin von Sachsen-Meiningen und in vorhergehender Ehe mit dem Gründer der Hugenottenstadt Erlangen, Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth, verheiratet, hatte mit Schreiben vom 22. Februar 1742 für die Erhaltung des Legats Richtung Kassel votiert: *„die Kirche sei sehr arm und die erste und einzige in Sächsischen Landen Ernestin’scher Linie“*

In der Geschichte der Hugenottenansiedlung Hildburghausen firmierte dieser quartalsmäßig der Reformierten Gemeinde zuge dachte Betrag dann unter dem Namen *Kasseler Legat*.

Beachtlich, dass durch alle politischen Wechselfälle hindurch (Hessen kam 1807 unter Franzosenherrschaft ans Königreich Westphalen) die königliche Administration die Weiterzahlung bestätigte – bezugnehmend auf die ordentliche Berichterstattung über die Verwendung der Gelder seitens Hildburghausen. Ebenso wird von der sich an die Franzosenzeit anschließenden kurfürstlichen hessischen Regierung die Fortzahlung der Stiftungssumme bestätigt, obwohl bekannt war, dass inzwischen in Hildburghausen die Vereinigung der Reformierten mit der Lutherischen Gemeinde stattgefunden hatte. Am 5. Juni 1822 erging folgender Beschluss des hessischen Kurfürsten: *„[...] Nachdem durch die hiesige Behörde über die allenthaltige Bewandtnis der erforderte Bericht erstattet [...] haben des Kurfürsten, unseres allergnädigsten Herrn Königl. Hoheit, zu beschließen geruht, daß jene Schenkung von einhundert Thaler jährlich, ungeachtet der erwähnten Vereinigung, nach wie vor, an die Evangelische Kirche in Hildburghausen aus hiesiger Kurfürstlicher Finanzkammerkasse gezahlt werde, wobei es jedoch erfoderlich ist, daß für die Zukunft wieder die sonst geschehene stiftungs-*

mäßige Nachweisung der Verausgabung dieses Donationsgeldes erfolge [...]

*Kassel, 5. Juni 1822, Kurfürstl.Hess.Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.*¹⁶⁷

Literatur:

Johannes ALTHUSIUS: Politik. Übersetzt von Heinrich Janssen. In Auswahl herausgegeben, überarbeitet und eingeleitet von Dieter Wyduckel, Berlin 2003.

Casimir François Henri BARJAVEL: Dictionaire historique, biographique et bibliographique du departement de Vaucluse, tome premier, Carpentras 1841.

Johannes E. BISCHOFF: Lexikon deutscher Hugenotten-Orte mit Literatur- und Quellen-Nachweisen für ihre evangelisch-reformierten Réfugiés-Gemeinden von Flamen, Franzosen, Waldensern und Wallonen, mit 7 Karten von Eberhard von Harsdorf, Bad Karlshafen 1994 (= Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins, Bd. 22).

Margarete BRAUNGART: Klein Weimar. Hildburghausen als Residenz 1680-1826, Hildburghausen 1993 (= Schriften des Stadtmuseums Hildburghausen).

Margarete BRAUNGART: Hildburghausen als Residenz 1680-1826. Das 18. Jahrhundert, Hildburghausen o. J. (um 1993) (= Schriften des Stadtmuseums Hildburghausen).

Margarete BRAUNGART und Michael RÖMHILD: Hildburghausen, eine Stadtgeschichte in Bildern, Hildburghausen 1996.

Margarete BRAUNGART: Der kleine Klassiker, o.O., O.J.

Otto DÖHNER: Das Hugenottengeschlecht Souchay de la Duboissière und seine Nachkommen, Neustadt an der Aisch 1961 (= Deutsches Familienarchiv. Ein genealogisches Sammelwerk, Bd. 19).

Herbert W. ELLINGER: Vertriebene Hugenotten im Herzogtum Sachsen-Hildburghausen, in: Der Deutsche Hugenott, Nr. 1, Berlin Februar 1934, S. 19-21.

Patricia ERBEN: Die katholische Pfarrgemeinde St. Leopold und die Geschichte ihres Gotteshauses, Hildburghausen 1998 (=Schriften zur Geschichte Südthüringens, Bd. 3).

Johann Carl GROSS: Die Franzosenzeit in Leipzig. Persönliche Erinnerungen an 1813, Leipzig o. J. (1913).

Franz HAARMANN: Das Haus Sachsen-Coburg und Gotha, Werl in Westfalen 2010 (= Deutsche Fürstenhäuser, Heft 21).

Armin HUMAN: Die französische Kolonie in Hildburghausen, in: Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde, 18. Heft, Hildburghausen 1895, S. 3-66.

Armin HUMAN: Chronik der Stadt Hildburghausen. Neubearbeitet von Dr. jur. et phil. Armin Human. Mit Stadtplan und Abbildungen der bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude, Bd. 1 und 2, Hildburghausen 1908 und 1912 (= Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde, 59. und 65. Heft).

Armin HUMAN: Napoleonische Zeit und nationale Freiheit in den Herzogtümern S.-Meiningen und Hildburghausen, dem Fürstentum Coburg-Saalfeld, der Grafschaft Camburg und der Herrschaft Kranichfeld während der Zeit 1792-1815, in: Schriften des Vereins für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde, 67. Heft, Hildburghausen 1913, S. 1-162.

Rudolf Armin HUMAN: Chronik der Stadt Hildburghausen, Hildburghausen 1885, Neudruck, hrsg. von Hans Jürgen Salier, Hildburghausen 1999.

Esther JANOWITZ (Bearb.): Gartenkunstmuseum Schloss Fantaisie. Museumsführer, München 2000.

Paul KÖHLER: Die Einführung der Reformation in den Hennebergischen Landen, in: Aus zwölf Jahrhunderten. Einundzwanzig Beiträge zur thüringischen Kirchengeschichte, Berlin (Ost) o.J. (1969), S. 119-129 (= Thüringer kirchliche Studien).

Werner MÄGDEFRAU/Frank GRATZ: Die Anfänge der Reformation und die thüringischen Städte, Frankfurt am Main 1996.

Johann Caspar MÖRIKOFER: Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz, Leipzig 1876.

Michael PETERS: „... die Verbindung zu den lieben Glaubensgenossen“. Im Jahre 1720 schlossen sich Konsistorium und französisch-reformierte Gemeinde Hildburghausen dem Synodalverband der französisch-reformierten Kirche in Franken an, in: Hugenotten, 66. Jg., Nr. 4, Celle 2002, S. 143-145.

Michael PETERS: Helene Freiin von Dungern, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, XXXIII. Bd., Nordhausen 2012, S. 318-334.

Michael PETERS: Geschichte Frankens. Vom Ausgang der Antike bis zum Ende des Alten Reiches, Gernsbach² 2009.

Steffen RASSLOFF: Geschichte Thüringens, München 2010 [= Beck'sche Reihe Wissen].

Michael RÖMHILD: Die Hugenotten in Hildburghausen, in: Konrad Scheurmann (Hrsg.): Neu entdeckt. Thüringen – Land der Residenzen 1485-1918, Bd. 1, Mainz 2004, S. 266-269.

Michael RÖMHILD: Die Stadt im Mittelalter (Schrift des Stadtmuseums Hildburghausen), o.O., o.J.

Hans-Jürgen SALIER: Kleine Chronik Hildburghausen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig und Hildburghausen 2008.

Gerhard STEINER: Geschichte des Theaters Hildburghausen. Geschichte des Theaters zu Hildburghausen – spezieller Beitrag zur Kulturgeschichte des thüringisch-fränkischen Raumes und der theatergeschichtlichen Beziehungen Coburg – Meiningen (= Schriften des Rückert-Kreises Rodach, Heft 14), Rodach bei Coburg 1990.

Gerd STUMPF/Wolfgang JAHN: In der Mitte des Reichs, in: Wolfgang JAHN et al. (Hrsg.): Edel und Frei. Franken im Mittelalter, Augsburg 2004, S. 153 (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur, 47/04).

Henri TOLLIN (Hrsg.): Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland. Hildburghausener Urkunden, in: Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins, Heft 10, Magdeburg 1895, S. 39-60.

Charles WEISS: Histoire des réfugiés protestants de France depuis la révocation de l'édit de Nantes jusqu'à nos jours, Tome premier, Paris 1853, S. 232.

Susann WINKEL: Ausstellung in Hildburghausen widmet sich dem 300. Jahrestag des Hugenottenediktes, in: Glaube + Heimat. Mitteldeutsche Kirchenzeitung, 24.7.2011, S. 1.

Katharina WITTER: Verschwendung und Sparsamkeit: Die Finanzverwaltung am Hof, in: Konrad Scheurmann (Hrsg.): Neu entdeckt. Thüringen – Land der Residenzen 1485-1918, Bd. 1, Mainz 2004, S. 348-353.

Hanspeter WULFF-WOESTEN: Bedeutende Protestanten in Hildburghausen. Ein Beitrag zum Jubiläum „675 Jahre Stadt Hildburghausen“ (1324-1999), Hildburghausen 1999 (= Schriften zur Geschichte Südthüringens, Bd. 4).

- 1 Ausstellung des Stadtmuseums Hildburghausen 2011.
- 2 RÖMHILD o.J., nicht paginiert.
- 3 SALIER 2008, S.17.
- 4 Baptist HOMANN: [Plan] Fürstentum Hildburghausen [mit Stadtkarte] 1729.
- 5 RÖMHILD 2004, S. 207.
- 6 RÖMHILD 2004, S. 266.
- 7 BRAUNGART o. J.
- 8 HAARMANN 2010, S. 8.
- 9 Margarete BRAUNGART, s.o., S. 1.
- 10 HUMAN 1999, S. 190. Im Folgenden zitiert als HUMAN Chronik.
- 11 Dessen Sohn Gottfried – Schüler Andreas Schlüters – errichtete in der Residenzstadt Erlangen die Orangerie.
- 12 BRAUNGART o.J., S. 2.
- 13 JANOWITZ, 2000, S. 62.
- 14 STEINER 1990.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd.
- 17 WITTER 2004, S. 351.
- 18 Ebd.
- 19 Porträt Thereses im Stadtmuseum Hildburghausen.
- 20 BRAUNGART/RÖMHILD 1996, S. 79.
- 21 Margarete BRAUNGART: Der kleine Klassiker. O.J., nicht paginiert.
- 22 BRAUNGART/RÖMHILD 1996, S. 8.
- 23 In: ALTHUSIUS 2003, S. 113. „Das kirchliche und weltliche Recht der Souveränität“ (Kap. IX, § 6).
- 24 MÖRIKOFER 1876, S. 343.
- 25 RÖMHILD 2004, S. 266-269, hier S. 268.
- 26 Siehe auch BISCHOFF 1994, S. 87.
- 27 PETERS 2009, S. 188.
- 28 Zu den Bistumsgrenzen siehe auch STUMPF/JAHN 2004, S. 153.
- 29 Siehe PETERS 2009, S. 262.
- 30 RASSLOFF 2010, S. 43.
- 31 KÖHLER o.J. (1969), S. 128.
- 32 Siehe etwa MÄGDEFRAU/GRATZ 1996, S. 68.
- 33 TOLLIN (Hrsg.) 1895, S. 46.
- 34 Nachstehendes siehe PETERS 2002, S. 143.
- 35 HUMAN 1895, S. 3-66, hier S. 47 mit Anm. 33.
- 36 ELLINGER 1934, S. 20.
- 37 BARJAVEL 1841, S. 484 [Lemma: Jean-Baptiste Ferrier].
- 38 Ein weiteres Privilegium datiert vom 30.1.1712.
- 39 WINKEL 2011, S. 1.
- 40 BRAUNGART o.J.
- 41 Nach HUMAN 1895, S. 46.
- 42 Zürich: etwa die Pastoren François Christophe de l'Hôpital, „ministre“ Salomon Frederic Ulric und Pastor Jean Caspar Schneider.
- 43 HUMAN 1895.
- 44 BRAUNGART o.J., S. [5]
- 45 HUMAN 1908 und 1912, S. 245.
- 46 HUMAN 1895, S. 50.

-
- ⁴⁷ HUMAN 1895, S. 53.
⁴⁸ Die Schreibweise aller französischen Namen sind so aus HUMAN 1895 übernommen.
⁴⁹ Siehe auch DÖHNER 1961, S. 273; vgl. auch jetzt: Michael PETERS 2012, S. 318f.
⁵⁰ HUMAN 1895, S. 27.
⁵¹ WULFF-WOESTEN 1999, S. 19.
⁵² WEISS 1853, S. 232.
⁵³ Siehe HUMAN 1912, S. 246.
⁵⁴ ELLINGER 1934, S. 21.
⁵⁵ HUMAN 1895, S. 62. Vom 1.11.1824 datierte „Unionsurkunde“, § 19.
⁵⁶ HUMAN 1895, S. 26.
⁵⁷ Michael RÖMHILD 2004, S. 266-269, hier S. 268.
⁵⁸ Patricia ERBEN 1998 [= Schriften zur Geschichte Südhüringens, Bd. 3], nicht paginiert.
⁵⁹ Foto: Stadtmuseum Hildburghausen
⁶⁰ HUMAN 1913, S. 46.
⁶¹ GROSS o. J., S. 5.
⁶² HUMAN 1913, S. 20.
⁶³ ERBEN 1998, eingravierter Text auf der im Eckstein der Hugenottenkirche vorzufindenden Kupferplatte.
⁶⁴ HUMAN: 1895, S. 34.
⁶⁵ BISCHOFF 1994, S. 140.
⁶⁶ HUMAN 1895, S. 17-19.
⁶⁷ HUMAN 1895, S. 21.

Herzliche Einladung nach Schwabach (Franken)

am 13. November 1687 fand der erste Gottesdienst in der „Franzosenkirche“ in Schwabach statt. Das 325-jährige Jubiläum dieses ersten hugenottischen Kirchbaus in Franken ist der Anlass, warum wir dort am Samstag, 29. September 2012, einen besonderen Tag für unsere Mitglieder und Freunde anbieten. Das Programm sieht wie folgt aus:

11.30 bis 12.30 Uhr (Franzosenkirche): Vortrag von Dr. Andreas Flick zum Thema „Die Geschichte der Hugenotten in Schwabach“

13.00 Uhr Mittagessen im Gasthof Goldener Stern

14.30 bis 16.00 Uhr Stadtrundgang auf den Spuren der Hugenotten

Um diese Veranstaltung planen zu können, ist bis zum 31. August 2012 eine Anmeldung bei der Geschäftsstelle der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft in Bad Karlshafen notwendig. Ganz herzlich wird auch zum **Gottesdienst am Sonntag, 30. September 2012 um 9.30 Uhr**, in die Franzosenkirche eingeladen (Predigt Pastor Dr. Andreas Flick)

Das Celler Haus des aus Schwabach stammenden Lehrers Jean Jacques Marcel

von Andreas Flick



*Die Häuser Hannoversche Straße 51 und 52 in den 1950er Jahren
(Foto: Stadtarchiv Celle).*

1963 wurde in Celle das Pfarrhaus der evangelisch-lutherischen Freikirche „Concordia Gemeinde“, mit der Adresse Hannoversche Straße 51, vollständig abgebrochen. Grund für diese Aktion war die Verbreiterung der Bundesstraße 3.¹ Das nördlich angrenzende Haus mit der Nummer 52 war schon zuvor abgerissen worden. Die Gebäude in der Westerceller Vorstadt lagen rund 300 Meter südlich der Evangelisch-reformierten Kirche, die 1700 als französisch-reformierter Temple errichtet worden war. Diese barocke Stadterweiterung von den Mauern der Altstadt war der Siedlungsschwerpunkt der Hölflinge an der Residenz Herzog Wilhelms von Braunschweig-Lüneburg (1624-1705) im Allgemeinen und der rund 300 hugenotischen Zuwanderer im Besonderen.²

Das an der einst Hannoversche Heerstraße genannten Allee gelegene Wohnhaus mit Nebengebäuden erwarb 1761 der *Ancien* der Französisch-

reformierten Gemeinde Jean Jacques Marcel, welcher nach einer Grundstücksteilung für das Haus 530 Taler bezahlte. Das vermutlich 1688 von dem Gardetrompeter Hans Lennert (Lehnert) errichtete Fachwerkgebäude besaß zwei Stockwerke und war neun Gefache breit.³ Marcells Vorbesitzerin war die Witwe des Hoftrompeters Adolf Martin.⁴

Zuvor wohnte der Hugenotte mit seiner Familie in einem Haus an der benachbarten Fundumstraße. Marcel erblickte am 11. Dezember 1720 als siebentes von elf Geschwistern in einem Strumpfwirkerhaushalt im fränkischen Schwabach das Licht der Welt, wo 1686 unter dem Ansbacher Markgrafen Johann Friedrich Hugenotten angesiedelt worden waren.⁵

Er war nicht der einzige Franzose aus Schwabach, der den Weg ins Fürstentum Braunschweig-Lüneburg gefunden hatte. So wurde am 21. August 1716 durch den Pastor der Celler Französisch-reformierten Gemeinde Joseph (de) Casaucau in Ahlden der Posamentenmacher Abel Pepin, der aus Pont-en-Royans in der Dauphiné stammte und von 1701/1702 in Schwabach registriert war,⁶ mit Catherine Magdelane Chavane⁷ getraut. Ihr Vater Ayme (Aimé) Chavan[n]e, der seit 1701 in Celle registriert ist und dessen Familie ebenfalls in Franken nachgewiesen ist, war ebenfalls bei der Trauerzeremonie zugegen.⁸

Doch blicken wir zurück zu Marcel. Dieser war 1747 zum Kantor, Lektor und Lehrer der benachbarten Französisch-reformierten Schule in Celle gewählt worden.⁹ Über den Schuldienst dieses Mannes, der später auch das presbyteriale Amt eines *Diacre* (Diakon) verrichtete, gibt ein 1731 erstellter Schulvertrag für seinen Vorgänger Henri de la Vie (de Lavie) Einblick, der auch für seinen Dienst Gültigkeit besaß.¹⁰ Zusammengefasst lautet es:

„1. Unterweisung der Jugend beiderlei Geschlechts in Lesen, Schreiben, Französisch, Deutsch, Arithmetik, Psalmengesang, kleinem und großem Katechismus; einmal pro Woche ‚Nachhilfestunde‘ bei Lücken im Katechismus.

2. Unterrichtsdauer; im Winter 4 Stunden pro Tag, im Sommer 5 – morgens von 8-10 und nachmittags von 14-16 Uhr im Winter, bis 17 Uhr im Sommer; kein Unterricht am Donnerstag vormittags und Samstag nachmittags.

3. Verpflichtung des Lehrers, die Zeit gut zu nutzen und die Gruppen mit unterschiedlichen Parallelprogrammen zu beschäftigen.

4. Erziehung der Kinder zur Bescheidenheit und Ruhe.

5. Eltern statten Schulkinder mit Heften, Papier, Federn und notwendiger Tinte aus. Der Lehrer muss die Federn anspitzen, jedem Schüler ein Schulheft zum Schreiben mit den notwendigen Vorlagen anlegen: entweder

ABC und Ziffern in großen Lettern oder in ausreichender Anzahl normaler Größe.

6. Jahresvergütung mit 60 Talern, und zwar vierteljährlich zu Johannes, St. Michael, Weihnachten und Pfingsten 15 Taler. Die Familienväter der Schulkinder müssen ihm Quartier gewähren und etwas zur Heizung (im Winter) beitragen. Vier Schülern darf der Lehrer besonderen Unterricht (gegen zusätzliche Vergütung) erteilen. Allerdings kann das Presbyterium die Zahl verändern.

7. Regelung von Klagen der Familienväter über den Lehrer beim Presbyterium.

8. Die Aufsicht über den Unterricht erfolgt durch das Presbyterium, das einen Pfarrer und 1-2 Älteste alle 3 Monate zur Visitation entsendet. Bei Verstößen des Lehrers erfolgt die Verwarnung. 6 Monate gelten auch als Kündigungsfrist beim Wechsel.¹¹

Am 8. April 1749 heiratete Marcel in Celle die aus Hameln stammende Hugenottennachfahrin Ester Massip. Zwei Kinder gingen aus dieser Ehe hervor. 1750 wurde die Tochter Anne Julie geboren, die später den Celler Hutfabrikanten Jean Pierre Gabain heiraten sollte, und 1752 erblickte die Tochter Susanne Françoise Marcel das Licht der Welt.¹²

Als letzter Lehrer der Celler Hugenottengemeinde verstarb „*notre tres digne Ancien et Lecteur*“ Marcel am 13. Mai 1776.¹³ Anscheinend hat seine Witwe, die mindestens bis 1782 von der Französisch-reformierte Gemeinden noch Geld erhielt,¹⁴ weiterhin in dem Gebäude gelebt.

Das Anwesen umfasste um 1800 ein Wohnhaus mit Anbau, dessen Traufseite zur Straße ausgerichtet war, ein Waschhaus sowie eine Holzremise.¹⁵ Bei dem südlichen Wohnhaus dürfte es sich um das 1688 errichtete Ursprungsgebäude handeln, an das ein kleinerer nördlicher Anbau angefügt wurde.

Auch in der Zeit danach blieb das Fachwerkhaus im Eigentum eines reformierten Protestanten. 1804 erwarb der aus Bremen stammende Lohgerberamtsmann H. Johann Fehnmann das Gebäude. Er lebte zuvor in dem in der Nachbarschaft gelegenen Haus Bullenberg 11.¹⁶ Verheiratet war Fehnmann seit 1751 mit der Witwe des Lohgerbers Gabriel Andreas Reibenstein, Helene, geb. Büter. Getraut wurde das Paar durch den zweiten Pastor der Celler Französisch-reformierten Gemeinde Simon Bertrand.¹⁷ Anscheinend blieb die Ehe kinderlos. Fehnmann gehörte zur größeren Gruppe der reformierten Bremer, die zusammen mit den Anhaltinern das Rückgrat der Deutsch-reformierten Gemeinde in Celle bildeten, in der er von 1764 bis 1793 auch das Amt eines Vorstehers (Presbyters) bekleide-

te.¹⁸ 1810, 20 Jahre nach dem Tod seiner Frau, verstarb der Witwer im hohen Alter von 90 Jahren. Im Kirchenbuch wird ausdrücklich erwähnt: „[...] es war bei seinem Tode niemand zugegen.“¹⁹ Der Lohgerbermeister war der letzte Hauseigentümer, welcher der reformierten Konfession angehörte. Unmittelbar nach dem Tod Fehnemanns erwarb der Brigadegeneral Georg Ernst von Drieberg (1747-1832) das Fachwerkgebäude für 600 Taler.

Nach mehreren Eigentümerwechseln gelangte das Gebäude 1917 in den Eigentum der freikirchlichen evangelisch-lutherischen Concordia Gemeinde. Seit dem Herbst jenes Jahres diente es bis zu seinem Abriss im Jahr 1963 (s.o.) als Pfarrhaus dieser Kirchengemeinde.²⁰



Bilder vom Abbruch des Hauses Hannoversche Straße 51. Im Hintergrund wird gerade der Turm der Martin-Luther-Kirche errichtet, 1962 (Foto: Stadtarchiv Celle).

¹ Cellesche Zeitung, 27.4.1963, S. 4.

² Andreas FLICK/Sabine MAEHNERT/Eckart RÜSCH/Norbert STEINAU: Die Westceller Vorstadt. Celles barocke Stadterweiterung. Geschichte und Bauten (= Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs und des Bomann-Museums, Bd. 40), Celle 2010, S. 26-28.

-
- ³ Stadtarchiv Celle (StA Celle), Best. 23E, Nr. 013: Verzeichnisse und Beschreibungen der auf der Neustadt vor dem Westcellertore befindlichen Häuser, auch Untersuchung, in welchem Jahre selbige angebaut und wieviel Freijahre ihnen gestattet, 1680-1732, S. 6.
- ⁴ StA Celle, Beschreibung zu der Charte der Stadt Celle im Fürstentum Lüneburg 1766 von Joh. Friedr. Borchmann, Anlage zu C1, S. 14.
- ⁵ Diese Information verdanke ich Herrn Gerd-Paul Rentzel, der dafür die Genealogische Datenbank der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft ausgewertet hat.
- ⁶ Evangelisch-reformierte Gemeinde Celle, Kirche 2, 129: 2. Kirchenbuch der Französisch-reformierten Gemeinde Celle, 1705-1810, S. 68. Abel Pepin war 1700/1701 in Schwabach registriert, später in Hannover (Wilhelm BEULEKE: Hugenotten in Niedersachsen (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 58), Hildesheim 1960, S. 87). Möglicherweise hielt sich der Handwerker längere Zeit beruflich in Schloss Ahlden auf, wo die Tochter der Celler Herzogin Eléonore d'Olbreuse, Sophie Dorothea, inhaftiert war.
- ⁷ BEULEKE, S. 87.
- ⁸ Aimé Chavanne, dessen französischer Herkunftsort nicht bekannt ist, ist seit 1701 in Celle registriert (BEULEKE, S. 133).
- ⁹ Andreas FLICK: Die Geschichte der evangelisch-reformierten Schulen in der Stadt Celle 1691-1894, in: Celler Chronik 5. Beiträge zur Geschichte und Geographie der Stadt und des Landkreises Celle, Celle 1992, S. 61.
- ¹⁰ Ev.-ref. Kirchengemeinde Celle, Best. 2, Nr. 157: Einrichtung einer Schule. Vertrag mit dem Schullehrer Jean Jacques Marcel vom 23.4.1747.
- ¹¹ Die Zusammenfassung der Punkte wurde von Walter Mogk anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Evangelisch-reformierten Gemeinde Celle erstellt.
- ¹² Ev.-ref. Kirchengemeinde Celle, Best. 2, Nr. 129: 2. Kirchenbuch der Französisch-reformierten Gemeinde Celle, 1705-1810.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Ev.-ref. Kirchengemeinde Celle, Best. 2, Nr. 123: Quittungen der Witwe Ester Marcel, geborene Massip, des verstorbenen Jean Jacques Marcel über das erhaltene Gehalt, 1776-1782.
- ¹⁵ StA Celle, Best. 22, Nr. 22: Einwohnerverzeichnis und Gebäudewerte, 1798-1833.
- ¹⁶ Andreas FLICK: Von Fachwerkhäusern und ihren Bewohnern – der Bullenberg im 17. und 18. Jahrhundert, in: Celler Chronik 19, Celle 2012, S. 19-72.
- ¹⁷ Ev.-ref. Gemeinde, Best. 3 Nr. 56, S. 4.
- ¹⁸ FLICK 1994, S. 30.
- ¹⁹ Ev.-ref. Gemeinde, Best. 3, Nr. 56, S. 120.
- ²⁰ Egon ENGHAUSEN/Carsten MAEHNERT: Unterwegs in Neuenhäusern und seiner Geschichte, Celle 2002, S. 66.

Mein Dank gilt den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Celler Stadtarchivs sowie Herrn Dr. Eckart Rüsck für ihre Unterstützung bei diesem Aufsatz.

Vor 325 Jahren:

Steuerfreiheit und Wahrung kultureller Merkmale für Flüchtlinge Landgraf Friedrich II. gründet Friedrichsdorf

von Erika Dittrich



An ihren Stadtgründer erinnerten die Friedrichsdorfer mit der Aufstellung der Landgrafensäule. Zunächst 1873 an der Schnepfenburg platziert, kam sie 1937 an die Wethe und schließlich 1984 auf den neu gestalteten Landgrafenplatz. Die nach der Totenmaske gefertigte Büste ruht auf einer Säule aus Villmarer Marmor und war ursprünglich eine Grenssäule des Amtes Nassau. (Foto: Stadt Friedrichsdorf).

„Lieber will ich mein Silbergerät verkaufen, als diesen armen Leuten die Aufnahme versagen.“ Dieses landgräfliche Bonmot wird gerne zitiert, geht es um die Gründungsgeschichte Friedrichdorfs. Vor 325 Jahren lockte der Landesherr Friedrich II. von Hessen-Homburg mit Privilegien religiöse Glaubensflüchtlinge aus Frankreich in sein kleines Ländchen. Die Bewohner nannten die neue Siedlung ihm zu Ehren später Friedrichsdorf.

Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg, der durch Heinrich von Kleist literarisch verewigte, ruhmreiche Held von Fehrbellin mit dem legendären silbernen Bein – eben jenes kunstvolle Silbergerät –, kam 1679 unverhofft an die Regentschaft über das kleine Ländchen Hessen-Homburg. Zuvor hatte er beeindruckt in Berlin die Politik des Großen Kurfürsten Friedrich verfolgt, insbesondere dessen Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik. Angesichts der Verwüstungen durch den Dreißigjährigen Krieg

und entsprechender Einwohnerverluste war es also nicht nur Mitleid gegenüber seinen Glaubensbrüdern, sondern bei deren Aufnahme verfolgte der Landgraf durchaus auch wirtschaftliche Interessen. So erließ Friedrich bereits im August 1684 einen elf Artikel umfassenden offenen Brief, in dem er „Teutsche von allen im römischen Reich geduldeten Religionen vor allem aber Hugenotten“ zur Ansiedlung einlud.

Unmittelbar nach Aufhebung des Ediktes von Nantes durch den französischen „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. verfasste Friedrich ein zweites offenes Schreiben, in dem er ausdrücklich „*französische Flüchtlinge*“ ansprach, deren es „*in den gegenwärtigen Zeitläufen viele*“ gebe. Mit Steuerprivilegien und Aufhebung des Zunftzwangs sah der Landesvater die Chance, seinem Minisprengel neue Impulse zu geben, was sich später in ein höheres Steueraufkommen ummünzen sollte, schließlich erwartete man Handwerker und Kaufleute. Aber auch wer mittellos kam, wurde nicht fortgeschickt. Die ersten Ankömmlinge siedelte er in der Homburger Neustadt an. Zu Beginn des Jahres 1687 wurde der Waldenserprediger Daniel Martin vorstellig, um die Aufnahme einiger Familien aus dem Piemont zu erbitten. Doch die gewünschte Unterstützung vermochte der Landgraf nicht zu leisten, und so sollte der Prediger – ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben – in der Schweiz Spenden einwerben. Im Gepäck befand sich ein Schriftstück, das der Landgraf am 13. März ausgefertigt hatte. Es waren Privilegien, die er allen Reformierten zusicherte, „*die in ersagter Stadt Homburg und übrigen Orten Unseres Landes sich häusslich nieder zu lassen gesonnen*“ waren. So gewährte er etwa in der elf Artikel umfassenden, französischen Schrift eine zehnjährige Steuerfreiheit, stellte Baugrund sowie das nötige Material zur Verfügung und erlaubte die Wahrung kultureller Eigenheiten, wie die der französischen Sprache. Ein großes Maß an Selbständigkeit versprach der Landesherr den neuen Siedlern: Sogar deren Schultheiß solle aus ihren Kreisen stammen und ein eigener Gerichtschreiber wurde versprochen.

Als Gegenleistung forderte der Landgraf den Treueeid, den die Friedrichsdorfer allerdings erst am 23. Mai 1700 ablegten, wodurch ihnen „*alle „Vortheile, Rechte und Freiheiten, wie Unser andere Unterthanen, sich zu erfreuen haben*“. Um ein wirtschaftliches Auskommen zu sichern, brauchten sich die Fremden keiner bestehenden Zunft anzuschließen, sondern genossen die Freiheit, Manufakturen einzurichten sowie „*zu handeln und wandeln*“. Den herrschaftlichen Wunsch, die Seidenzucht einzuführen, ließen wohl die hiesigen Wetterverhältnisse nicht zu.

Bereits im Sommer 1686 waren die ersten Flüchtlinge eingetroffen – ausgezehrt und krank von der langen Reise. Manch einer schleppte sich mit letzter Kraft an den Ort der *refuge*, nur um dann zu sterben. Vor allem nach den Kindern griff der Tod: Die beiden Sprösslinge von Marie und Estienne Breuse, nach den Eltern Marie und Etienne genannt, starben unmittelbar nacheinander am 13. und 14. November 1687, oder fünf Tage später der fünfjährige Sohn des Pierre Breuse. In der Familie Barthelmi aus Prouiere holte sich der Sensemann innerhalb eines Vierteljahres zunächst die 40-jährige Mutter Chatherine und dann in wenigen Tagen die drei Söhne. In vielen Familien starben die Eltern fast gleichzeitig mit ihren Kindern. Häufig erzählen Familienlegenden, die Witwe habe ihren Sohn den langen Weg

auf dem Rücken getragen, wie etwa in der Familie Morel (auch Morelle), eine der Stadtgründer Friedrichsdorfs.

Nahe Seulberg siedelten sich dann im Sommer 1687 die ersten Familien auf dem Gelände an, das der Landgraf bereits 1682 der Familie Brendel abgekauft hatte. Die besaß dort die sogenannte Brendelburg (heute Milupagelände), ein zur Schäferei umfunktioniertes Herrengut. Den Kaufpreis von 5000 Gulden brachte der Landgraf nur auf, indem er Schmuckstücke im Wert von 1600 Gulden veräußerte. Er hat also tatsächlich Silber verkauft.

Noch wanderten Réfugiés weiter, andere kamen hinzu – die Anfangsjahre des „*neuen Dorfes*“, wie Friedrichsdorf zunächst hieß, prägte ein unsteter Wandel. Die ersten Siedler, es waren rund 30 Familien, stammten vorwiegend aus dem Süden Frankreichs, aus der Dauphiné (Achard, Vauge), aus dem Val Cluzon (Breuse, Brunet, Sourdet, Passet) sowie dem Languedoc (André, Heraut, Ventrcole, Feilgerolle) oder aber der Picardie (Blanquin, Bodmon oder Boudeman, Le Jeune, Bouquet, Boutmy, Loyseau, Mouillard, Busquet). Doch noch immer schienen die Hugenotten auf eine Rückkehr nach Frankreich gehofft zu haben. Denn obwohl der Landgraf ihnen neben Bauland auch das nötige Material überlassen hatte, entstanden erst auf sein Drängen hin feste Häuser. Erhalten hat sich davon leider keines. Bald aber entwickelte sich die *colonie française* prächtig und sollte schließlich eine wohlhabende Gemeinde werden. Ausdruck für die wirtschaftliche Prosperität war dann 1771 die Verleihung der Stadtrechte, denen 1821 das Wappen folgte. Die Kolonisten blieben dem Herrscherhaus, das ihnen eine neue Heimat geboten hatte, stets verbunden. Nach Friedrich benannten sie nicht nur den Ort, sondern setzten ihm noch 200 Jahre später in Dankbarkeit mit der Landgrafensäule – heute steht sie inmitten der Hugenottenstraße – ein Denkmal.

Der Landgraf selbst stellte am Ende seines Lebens zufrieden fest, dass *„die Ernte, die er erwünscht, [...] in ungeahnter Weise der Reife entgegengetritten [war]. Die arme Landgrafschaft zeigte keine verwüsteten Felder, keine trostlosen Ruinen zerstörter Gebäude, keine hohlwangigen, hungrigen Menschen mehr, sondern ist dank der emsigen Hugenotten und Waldenser ein Musterland geworden, das der ganzen Umgebung zum Segen gereichte und dessen Waren in fast allen europäischen Staaten guten Ruf hatten.“*

Dem Stadtjubiläum widmet das Heimatmuseum Seulberg (Alt Seulberg 44 in 61381 Friedrichsdorf) die Sonderausstellung **„Hugenotten eine neue Heimat – 325 Jahre Friedrichsdorf“**, die am 12. August 2012 Uhr eröffnet wurde. Im Oktober zeigt das Rathaus eine Schau unter dem Titel *„Hugenottenstraße im Wandel“*.

HEIMATMUSEUM *40 Jahre*
SEULBERG

Öffnungszeiten:

Mittwoch & Donnerstag
9 bis 12 Uhr

Sonntag 14 bis 17 Uhr

In den Herbstferien geschlossen

Nach Voranmeldung
führen wir gerne Gruppen
durch die Ausstellung.

Für Kindergärten und Schulklassen
gibt es ein spezielles Programm.

Heimatmuseum Seulberg

Alt Seulberg 46
61381 Friedrichsdorf-Seulberg

Telefon: Mittwoch & Donnerstag 9 bis 12 Uhr
0 61 72 / 70 08

werktags 9 bis 16 Uhr
0 60 07 / 91 86 28

Email: erika.dittrich@friedrichsdorf.de

www.heimatmuseum-seulberg.de

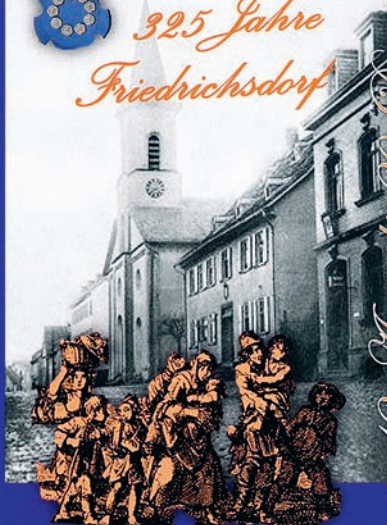
Neu: Werden Sie Museumsfreund bei facebook



HEIMATMUSEUM
SEULBERG



*325 Jahre
Friedrichsdorf*



*Hugenotten
eine neue Heimat*

Sonderausstellung 12. August bis 20. Dezember

Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser

La Beaumelle: Deux traités sur la tolérance. L'Asiatique tolerant (1748). Requête des protestants Français au roi (1763). Édition critique par Hubert Bost (= Vie des Huguenots, 61), Paris 2012.

Chater, Kathy: Tracing your Huguenot ancestors: A Guide for Family Historians, Barnsley 2012.

Desel, Jochen: Hugenotten up'n Dorpe (= Geschichtsblätter der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft, Bd. 48), Bad Karlshafen 2012.

Dez, Pierre: Histoire des Protestants et de l'Eglise Réformée de l'Île de Ré, Cresse 2012.

Flick, Andreas: Witwenzeit und Tod der Eléonore d'Olbreuse, in: Cellesche Zeitung (Sachsenspiegel 22), 2. Juni 2012, S. 47.

Jakob, Andreas: Erlangen im 18. Jahrhundert. Das Bayrische Jahrtausend, München 2012.

Joblin, Alain: Les Protestants de la Côte au XVIIe siècle (Boulonnais, Calaisis) (= Vie des Huguenots, 62), Paris 2012.

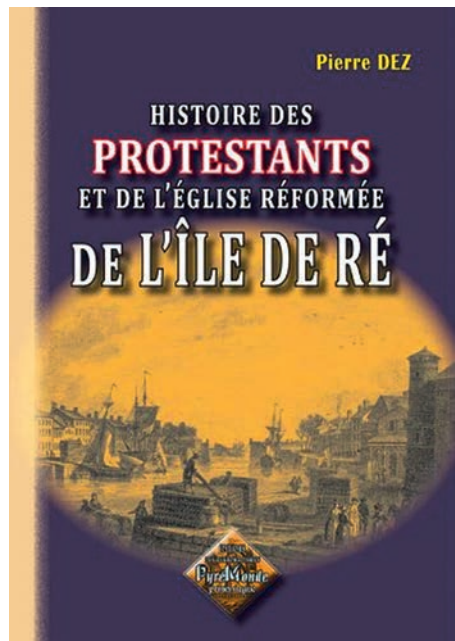
Konrad, Anette: Beginn einer lebendigen Gemeinde. Ankunft hugenottischer Glaubensflüchtlingen vor 450 Jahren – Gründungsväter der Stadt, in: Evangelischer Kirchenbote 27-28, 2012, S. 5.

Les Huguenots, in: Diasporas. Histoire et sociétés, Numero 18, Toulouse 2012.

Melsen, Johannes: Einfach ... die Geschichte einer komplizierten Reise, Le Poët Célard 2012 [Text deutsch u. französisch].

Metasch, Frank: Exulanten in Dresden. Einwanderung und Integration von Glaubensflüchtlingen im 17. und 18. Jahrhundert (= Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 34), Leipzig 2011.

Sievers, Hans Jürgen: Pfarrer – Verleger – Kulturpolitiker: die Familie Girardet und ihr Wirken in Sachsen in der Kirche, dem Zeitungswesen und der Kultur, in: Christian Mai/Dirk Klingner/Jens Bulisch (Hg.): Sachsen im 19. Jahrhundert. Kirche – Kunst – Kultur. Festgabe für Hartmut Mai zum 75. Geburtstag, Markkleeberg 2012, S. 193-218.



Buchvorstellung

Jochen Desel: Franzosen up'n Dorpe. Hugenotten und Waldenser in Carlsdorf, Gewissenruh, Gottstreu, Kelze, Leckringhausen, Mariendorf, St. Ottilien und Schöneberg (= Geschichtsblätter der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft, Band 48), 48 Seiten mit 72 farbigen Abbildungen, ISBN 978-3-930481-7/ 5,90 €.

Es ist rund ein Jahr her als im Deutschen Hugenotten-Museum in Bad Karlshafen eine Sonderausstellung gezeigt wurde, die den Titel trug „Franzosen up'n Dorpe. Hugenotten- und Waldenserdörfer in Nordhessen“. Darin wurde die Einwanderung und Integration der Hugenotten und Waldenser nach 1685 im nördlichen Hessen präsentiert. Die Ausstellung wurde von Jochen Desel mit Unterstützung von Mary Gundlach konzipiert.

Als der Wunsch aufkam, diese nachträglich auch in Buchform zugänglich zu machen, bot die Deutsche Hugenotten-Gesellschaft ihre Unterstützung an. Kurz vor dem Abbau wurde die gesamte Ausstellung von Nadine Kaminski fotografisch dokumentiert. Die Texte wurden von ihr und Andreas Flick für den Druck überarbeitet und den einzelnen Hugenottenorten neu zugeordnet. Zudem wurden auch manche neue Fotos aufgenommen. Somit versteht sich die Publikation, die anlässlich des 325-jährigen Hugenottenjubiläums am 24. Juni 2012 in Mariendorf präsentiert wurde, nicht als ein klassischer Ausstellungskatalog.

Es wird in der reich bebilderten Broschüre gezeigt, wie die Ansiedlung französisch-reformierter Glaubensflüchtlinge durch den Landgrafen Carl von Hessen-Kassel vor allem der „Peuplierung“ des Nordzipfels seines Territoriums dienen sollte. Der Plan des Fürsten war eine Chance für die ärmeren Réfugiés. Vor allem aus den Dörfern des Vivarais und der Cevennen kamen Hugenotten in die Landgrafschaft Hessen-Kassel. Aus den Alpentälern Piemonts flüchteten arme waldensische Bergbauern in das Gebiet um Kassel. Für diese Menschen ließ Landgraf Carl von seinen Beamten unter tätiger Mithilfe der zu Hand- und Spanndiensten verpflichteten einheimischen Bevölkerung neue Orte anlegen. Sie lagen in der Regel dort, wo schon im Mittelalter Siedlungen waren, die in der großen Wüstungsperiode um 1350 verlassen wurden.



Jochen Desel

Franzosen up'n Dorpe

Hugenotten und Waldenser in Carlsdorf, Gewissenruh, Gottstreu, Kelze, Leckringhausen, Mariendorf, St. Ottilien und Schöneberg

Die sechs neuen Dörfer Carlsdorf, Mariendorf, Kelze, Leckringhausen, St. Ottilien, Schöneberg entstanden in der Zeit von 1686 bis 1700. Ihnen folgten 1722 die Waldenserdörfer an der Weser Gewissenruh und Gottstreu. Zu-

sammen bildeten die neuen Kolonien das „ländliche Refuge“ mit eigenen Strukturen und Gesetzen. Eine vom Landgrafen zugestandene eigene Verwaltung und mannigfache Privilegien halfen den Neusiedlern, in mühsamer Arbeit die kargen Böden zu kultivieren und die Existenz der Familie zu sichern.

Da es Deutschen verboten war, sich in den neuen Siedlungen niederzulassen, blieben die „Franzosen“ bis ca. 1800 unter sich. Sie bewahrten ihre Kultur und die eigene Sprache für viele Jahrzehnte. So konnte sich das Französische in den Dörfern bis ins 19. Jahrhundert halten. Erst nach 1825 setzte sich die deutsche Sprache in Kirche und Schule durch und dann auch in den Familien. Damit war ein langer Prozess der Integration zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen.

Aufgrund der 72 farbigen Abbildungen eignet sich diese Publikation auch gut als Geschenk. (DHG)

Hugenottenkreuze

Bitte bestellen Sie Hugenottenkreuze nur noch über unseren Webshop www.hugenotten.de oder direkt über die Geschäftsstelle in Bad Karlshafen:

E-Mail dhgev@t-online.de, Tel. 05672-1433 (vormittags).

Wir senden Ihnen gerne den neuen Prospekt zu.



Kurzmeldungen

• **Schwabach hat einen neuen Pfarrer:** Fast einstimmig haben die Gemeindeglieder der Evangelisch-reformierten Gemeinde Schwabach Guy Cliqué als Pfarrer gewählt. Damit konnte eine längere Vakanzzeit der von Hugenotten begründeten Kirchengemeinde beendet werden. Guy Marcel Cliqué ist in Berlin geboren und dort aufgewachsen – unter anderem als Mitglied der Französisch-reformierten Gemeinde zu Berlin. Nach dem Abitur nahm er das Studium der Chemie auf, was er später in Erlangen fortsetzte. In der dortigen Studentengemeinde war er engagiert dabei und erhielt den Anstoß, Theologie zu studieren. In einem Studienjahr in Aberdeen in Schottland lernte er die Situation kennen, dass der reformierte Glauben ganz selbstverständlich ist. Nach den kirchlichen Examina und dem Vikariat in der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde in Erlangen arbeitete er als Assistent an der Universität in Bayreuth und wirkte bei der Ausbildung von zukünftigen Religionslehrerinnen und Religionslehrern mit. In dieser Zeit entstand auch die Dissertation über das Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaft. Daran schloss sich ein Jahr als Pastor coll. in der Evangelisch-reformierten Kirche zu Leipzig an, wo Cliqué den reformierten Glauben wieder in einer ganz anderen Situation kennenlernte. Seit einigen Jahren war er im Nürnberger Schuldienst tätig – mit evangelischer Religionslehre aber auch einige Jahre lang mit dem Fach Chemie.



• **Hugenotten-Park in Schwedt/Oder eröffnet:** Nach über zehnjähriger Projektzeit ist es vollbracht. Nach einer kurzen Andacht des Präsidenten der Hugenottengesellschaft, Pastor Dr. Andreas Flick, erfolgte der übliche Schnitt durch das rote Band. Anschließend führten der Schwedter Bürgermeister Jürgen Polzehl (SPD) und ubs-Intendant Reinhard Simon durch den Hugenottenpark. Das Areal hinter den Uckermärkischen Bühnen Schwedt (ubs), der einstige Schlosspark, erinnert mit einer Reihe von Gestaltungselementen wie z.B. dem „steinernen Weg“ an die Geschichte der Hugenotten, die im ausgehenden 17. Jahrhundert in der vom Dreißigjährige Krieg schwer gezeichneten Mark Brandenburg angesiedelt wurden, was auch der Region Schwedt zu einem neuen Aufschwung verhalf. *„Wir erinnern an den segensreichen Einfluss, den fremde Zuwanderer auf die Region haben, insofern ist der Hugenottenpark auch ein Beispiel für gelebte Toleranz“*, erklärte Polzehl. Der mit EU-Mittel geforderte Hugenottenpark ist Bestandteil eines deutsch-polnischen Interreg-Projektes.

• **Heimatkundlicher Verein Warndt:** Am Sonntag, 23. September 2012, findet auf dem Hugenottenweg und auf dem Rundwanderweg de Condé von Creutzwald bis Lauterbach die diesjährige **ökumenische Hugenottenwanderung** über die deutsch-französische Nationalgrenze statt. Sie steht im Zusammenhang mit „100 Jahre Warndtdom“ in Lauterbach. Der Weg führt von Creutzwald über den Boucle de Condé sowie den Hugenottenweg bis zum Wasserturm/Sportplatz Lauterbach und weiter zur Turnhalle/Warndtdom in Lauterbach. Mehr Infos und Auskünfte gibt der Heimatkundliche Verein Warndt e.V.: E-Mail: heimatk.verein@warndt.de / Tel. 06898-43626. Dort kann auch ein Flyer angefordert werden.

• **Deutscher Waldensertag 2012:** Der kommende Deutsche Waldensertag findet am 22. und 23. September 2012 in der nordhessischen Stadt **Hofgeismar** statt. Gastgeber ist das Dekanat Hofgeismar mit der örtlichen Kirchengemeinde. Nähere Einzelheiten siehe unter www.waldenser.de



Oben: Ausstellung „Karlishafen und seine Kirchen“. Unten links: der Stand der DHG.



• **Bad Karlshafen und seine Kirchen:** Am Internationalen Museumstag (20. Mai 2012) wurde im Deutschen Hugenotten-Museum anlässlich des 50. Geburtstages der evangelischen Stephanuskirche die Sonderausstellung „Karlishafen und seine Kirchen“ eröffnet, zu der auch eine Publikation erschien. Die Deutsche Hugenottengesellschaft zeigte am Eröffnungstag sowohl mit einem Verkaufstisch als auch mit einem Angebot zu genealogischen Beratungen Präsenz. Die Sonderausstellung wird noch bis zum 30. August 2012 gezeigt. Infos unter: www.hugenottenmuseum.de

• **Migrationsmuseum in Bremerhaven:** Das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven hat am 22. April Deutschlands erstes Migrationsmuseum eröffnet. Als Vertreterin des Vorstands der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft nahm Christina Griffith an der Eröffnungsveranstaltung teil. Integration sei eine Schlüsselaufgabe für die Gesellschaft in Deutschland, wo rund 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund lebten, sagte Kulturstatsminister Bernd Neumann (CDU) in Bremerhaven. In dem Museum wird neben der Auswanderung von Europäern nach Nordamerika jetzt auch die Einwanderung nach Deutschland thematisiert. Das neue Museum schildert anhand von 15 Lebensgeschichten die Zuwanderung von der Zeit der Hugenotten vor rund 300 Jahren bis in die Gegenwart. Erzählt wird von Vertriebenen und Flüchtlingen des Zweiten Weltkrieges sowie von Gastarbeitern und Russlanddeutschen in der Bundesrepublik. So können die Besucher etwa den Spuren einer italienischen Eismacherfamilie folgen, die sich in Deutschland niederließ. Aber auch regional angesiedelte Gruppen wie die Berliner Hugenotten, die „Ruhrpolen“ und die westfälischen „Tödden“ kommen zu Wort. Info: www.dah-bremerhaven.de

Der Erweiterungsbau kostet nach Angaben des Museums rund 4,5 Millionen Euro, die von Bund, Land und dem privaten Betreiber getragen werden. Die bisherige Schaufläche wurde um 1200 Quadratmeter vergrößert. Der würfelförmige Neubau ist mit einer Glasbrücke an das bisherige Gebäude angebunden. Damit ist die gesamte deutsche Migrationsgeschichte seit 1685 unter einem Dach vereint. Schon länger beschäftigte sich das Museum in einer multimedialen und interaktiven Schau als einziges kulturhistorisches Haus in Deutschland mit Aspekten der Auswanderung in Geschichte und Gegenwart. Der Komplex steht nahe der Außenweser in Bremerhaven an einem historischen Ort: Hier haben zwischen 1830 und 1974 rund 7,2 Millionen Menschen das europäische Festland verlassen, oft als Wirtschaftsflüchtlinge. Sie sahen in ihrer Heimat keine Perspektive mehr und wollten sich hauptsächlich in den Vereinigten Staaten eine neue Existenz aufbauen. Info: www.dah-bremerhaven.de

• **Êzidische Frauen zu Besuch in Bad Karlshafen:** Am 3. April 2012 besuchten êzidische Frauen aus Celle zusammen mit dem Präsidenten der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft Pastor Dr. Andreas Flick die Hugenottenstadt Bad Karlshafen. Heutzutage leben über 40.000 Êziden (Yeziden, Jesiden), welche noch von Karl May in Anlehnung an islamische Polemik ungerechtfertigt als „Teufelsanbeter“ tituliert wurden, als eine weithin unbekannte Religionsgemeinschaft in Deutschland. Doch ist das Interesse der Gesellschaft und Kirchen an dieser einstigen primär in der Südosttürkei und im Nordirak beheimateten Geheimreligion sichtbar gewachsen. Jeder Êzide ist ein Kurde, doch nur rund 1 bis 2 % der 27 Millionen Kurden sind Êziden. Man wird als Êzide geboren und kann nicht zum Êzidentum konvertieren. Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb der deutsch-dänische Vermessungsingenieur Carsten Niebuhr bei seiner Reise durch êzidische Siedlungen: „Weil die Türken in ihren Ländern nur jenen freie Religionsausübung gestatten, die göttliche Bücher haben, also den Mohammedanern, Christen und Juden, sind die Jesidier gezwungen, die Grundlehren ihrer Religion geheim zu halten.“

Die monotheistische Religion der Êziden wurzelt im altbabylonischen Planetenkult, der Sonnenverehrung, eventuell auch im altpersischen Mithras-Kult. Zudem finden sich Einflüsse des Zoroastrismus, des Judentums, des orientalischen Christentums

oder der Gnosis. Durch ihre Abgrenzung vom Islam und die Tatsache, dass ihre religiösen Traditionen überwiegend mündlich überliefert wurden, entstanden Êziden zusätzliche Probleme.



Êzidische Frauen mit Dr. Andreas Flick vor dem Deutschen Hugenotten-Zentrum.

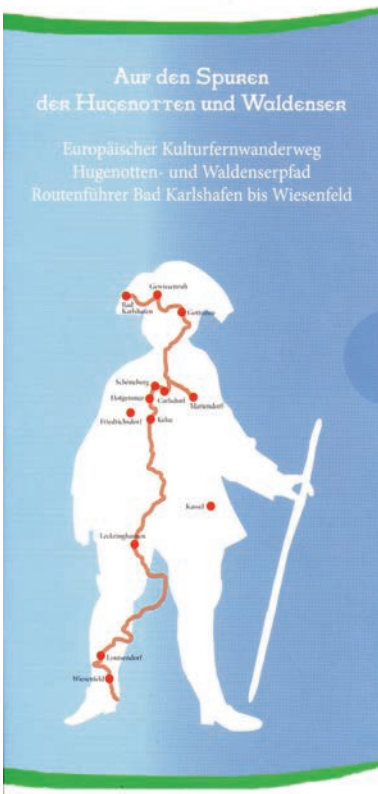
Es gibt mancherlei Parallele in der Geschichte der Hugenotten und Êziden, da beiden die freie Religionsausübung in ihrer Heimat verwehrt wurde. Wurden die Hugenotten in Frankreich oftmals gezwungen katholisch zu werden, so wurden die Êziden in der Türkei häufig genötigt zum Islam zu konvertieren. Wie zahlreiche in Frankreich verbliebene Hugenotten, so übten auch die Êziden ihren Glauben weithin im Geheimen aus. Die Êziden in Deutschland sind Glaubensflüchtlinge wie einst die Hugenotten vor rund 300 Jahren. Deutsche Gerichte sprachen den Êziden den Status als „Gruppenverfolgte“ zu, was ein Bleiberecht zur Folge hat.

Circa 6000 êzidische Kurden leben gegenwärtig in und um Celle. Es handelt sich um die europaweit größte êzidische Gemeinschaft. Die meisten Glaubensflüchtlinge stammen aus der Südosttürkei (Mesopotamien). Infolge der religiösen Intoleranz sind heutzutage nur noch wenige hundert Êziden in ihrer vom Islam geprägten türkischen Heimat verblieben. Die Wahrung der eigenen religiös-kulturellen Identität auf der einen Seite und die Integration auf der anderen Seite ist in Deutschland ein schwieriger Spagat für die Migrantenfamilien.

Auf dem Programm am 3. April standen neben dem Empfang im Rathaus durch Bürgermeister Ulrich Otto der Besuch des Deutschen Hugenotten-Museums sowie der Geschäftsstelle der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft wie auch eine Stadtführung durch die barocke Weserstadt. Für 2013 ist im Deutschen Hugenotten-Museum eine Sonderausstellung zum Thema Êziden geplant.



• **Deutsches Hugenotten-Museum Bad Karlshafen:** Das Deutsche Hugenotten-Museum in Bad Karlshafen präsentiert in Kooperation mit der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft die Ausstellung „**Un Beau Refuge**“. Gezeigt werden Werke des nordirischen Künstlers **Tommy Barr** (siehe Foto). Dessen Bilder sind zwar durch die Vergangenheit angeregt, jedoch in ihrer Darstellung als modern zu bezeichnen. Präsentiert werden Zeichnungen, die durch die irischen Hugenottenkolonien inspiriert sind. Der Fokus liegt auf Orten wie Cork, Dublin, Portarlinton, Lisburn und Waterford. Die Sonderausstellung wird vom 9. September bis zum 31. Oktober 2012 gezeigt. **Zur Eröffnung am Sonntag, 9. September 2012, um 11.00 Uhr, wird herzlich eingeladen.**



• **Wanderkarte:** Auf zwölf Karten wird in der Wanderkarte „**Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser**“ der Verlauf des Hugenotten- und Waldenserpfads auf seinem nördlichsten Routenabschnitt von 160 km Gesamtlänge einschließlich attraktiver Wegschleifen von Bad Karlshafen bis in den nördlichen Burgwald dargestellt. Begleittexte mit Informationen zur Hugenotten- und Waldensergeschichte am Weg, Angaben für kulturhistorisch Interessierte sowie touristische Kontaktadressen sind den Kartenausschnitten beigegefügt. Ein eigenes Piktogrammsystem erleichtert die Feststellung von Kulturstätten wie wanderbedeutsamer Infrastruktur. Die Wanderkarte kann direkt beim Verlag Dr. Lutz Münzer (ISBN: 978-3-9813033-2-2) oder über info@hugenotten-waldenserpfad.eu zum Preis von 8,95 € bestellt werden.

• **Weltgemeinschaft verlässt Genf:** Unter Finanzierungsproblemen leiden sowohl die reformierten nationalen als auch die internationalen Zusammenschlüsse, der Reformierte Bund und die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen (WGRK). Der Vizepräsident der Evangelisch-reformierten Kirche Dr. Johann Weusmann will sich als neuer Schatzmeister der WGRK darum bemühen, unierte Kirchen,



etwa die rheinische und die westfälische, für eine finanzielle Beteiligung zu gewinnen. Aus Kostengründen will die in Genf (Schweiz) beheimatete WGRK ihren Sitz verlegen. Zur Weltgemeinschaft gehören 230 Kirchen in 108 Ländern mit 80 Millionen Mitgliedern.

- **Fahne mit Hugenottenkreuz:** Über die Geschäftsstelle der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V. in Bad Karlshafen können Sie zum Preis von 120,- € Fahnen mit dem Hugenottenkreuz erwerben (Foto). Jede Fahne (120 x 300 cm) ist ringsum mit Doppelsicherheitsnaht gesäumt. Sie kann oben einen Querstab zur Aufhängung aufnehmen.

Hugenottentag im Quadrat

Schon jetzt möchten wir die Mitglieder und Freunde der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft ganz herzlich zum
48. Deutschen Hugenottentag
nach **Mannheim** einladen,
der vom 7. bis 9. Juni 2013 veranstaltet wird.

Bitte notieren Sie sich diesen Termin.
Gegen Jahresende werden wir genauere
Informationen zuschicken.

Deutsches Hugenotten-Museum
Hafenplatz 9a
34385 Bad Karlshafen

Un Beau Refuge
Irische
Hugenottenbilder

von

Tommy Barr

9. September

bis

31. Oktober

2012



Mitglieder werben Mitglieder

Wie die meisten historischen und genealogischen Vereine leidet die Deutsche Hugenotten-Gesellschaft (DHG) an einem kontinuierlichen Mitglieder-schwund. Die Ursachen liegen in erster Linie im demografischen Wandel unserer Gesellschaft begründet. Es ist zudem schwierig, jüngere Menschen für entsprechende Vereine neu zu gewinnen. Ferner wirkt sich die an sich erfreuliche Gründung zahlreicher hugenottischer Heimatvereine nicht gerade förderlich für unsere eigene Mitgliederentwicklung aus. Da eine sinkende Mitgliederzahl mittelfristig auch zu Einnahmeverringerungen führt, möchten wir unsere eigenen Vereinsmitglieder herzlich bitten, für die DHG im eigenen Familien- oder im Bekanntenkreis zu werben.

Um jüngeren Menschen, die sich noch in einer Ausbildung befinden, den Eintritt in die DHG zu erleichtern, haben wir in der vergangenen Mitgliederversammlung in Erlangen für diese Personengruppe eine wichtige Änderung beschlossen. Gegen Vorlage einer Ausbildungsbescheinigung können Schüler, Studenten und Auszubildende bis zum 25. Lebensjahr kostenlos Mitglied in der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft werden. Sie erhalten dann die Zeitschrift HUGENOTTEN nicht als Druckausgabe, sondern als pdf-Version im E-Mail-Anhang zugeschickt.

Bitte werben Sie Mitglieder für unsere Gesellschaft. Nur so lässt sich auch längerfristig der Jahresbeitrag stabil halten. Jeder, der ein zahlendes Mitglied wirbt, bekommt zudem als Dankeschön einen Hugenottenkreuz-Anstecker mit Clip geschenkt. Bitte notieren Sie dann den Namen des Werbers auf der Beitrittserklärung.



Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad
Karlshafen PVST, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, H 21546



Klaas-Dieter Voß

Die Familien der französisch-reformierten Kirchengemeinde Emden (1661-1897)

(= Deutsche Ortssippenbücher, A 341/Ostfrieslands Ortssippenbücher, Bd. 63)
Aurich 2003, Paperback, 93 Seiten
ISBN 3-934508-10-3
9.80 €

Alle Daten in den Kirchenbüchern der franz.-ref. Kirchengemeinde zu Emden aus der Zeit von 1611-1897, die familiengeschichtlich relevant waren, sind in diesem Ortssippenbuch aufgenommen worden. Neben einem Familienteil enthält dieser Band u. a. auch eine kurze Geschichte der franz.-ref. Kirche in Emden

Zu beziehen bei der

Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V.

Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen
Tel. 05672-1433 / Fax. 05672-925072 / www.hugenotten.de